Schriftenreihe der „Bücherkunde“
Band 6

Einsamkeit und Gemeinschaft

Zehn Vorträge der 5. Arbeitstagung des Amtes Schrifttumspflege beim Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

Herausgegeben von Hans Hagemeyer



J. Engelhorns Nachf. Adolf Spemann Stuttgart

1. Auflage · April 1939

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei Felix Krais Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

von

Hans Hagemeyer

Wenn wir im November 1938 unsere 5. Reichsarbeitstagung unter dem Thema „Einsamkeit und Gemeinschaft" durchführten, so geht schon aus den nachfolgenden Vorträgen eindeutig hervor, daß die Einsamkeit die Gemeinschaft nicht ausschließt, und die Gemeinschaft die Einsamkeit nicht ablehnt.

Die für uns höchste sichtbare Gemeinschaft ist die Volksgemeinschaft. Es gibt keinen Menschen, der sein Leben ohne diese Gemeinschaft leben könnte. Denn wir können schon nur noch das Leben auffassen, indem wir den Einsatz aller unserer Funktionen als Leben betrachten. Diese vom Blut herkommende Gemeinschaft schließt jeden neugeborenen Menschen ein. Erst der Weltkrieg hat uns auf diese Lebenszusammenhänge durch den Kampf um die letzten Lebensmöglichkeiten unseres Volkes hingeführt. Der Nationalsozialismus baute auf dieser Erkenntnis auf und wies uns heute schon erkennbar als einmalige Tat in der Geschichte der Menschheit den Weg der Bedeutung von Rasse und Volk. Die innere Gemeinschaft, die gegeben war durch das Blut, mußte aber erst jedem einzelnen deutschen Menschen Erkenntnis werden. So hat der Nationalsozialismus bald zwanzig Jahre gekämpft, um aus dem großen Gesetz unseres Volkes das äußere Bild, die Macht und den Willen heranzubilden.

Heute wissen wir, daß wir uns bei einem Abfall von unserem Volke von entscheidenden Bindungen freimachen und daß wir dann als Menschen von Gesittung und Haltung elendiglich zugrunde gehen müßten. Dies schließt niemals aus, daß die großen schöpferischen Geister unseres Volkes, die aus dem Erbe unserer Generation emporgestiegen sind, für Zeiten in eine Einsamkeit gehen, die so unsichtbar und ungreifbar ist, wie alles,

was vor unserer Geburt liegt. Die Einsamkeit, die Härte und Maß verlangt, schenkt einem schöpferischen Menschen die Ruhe zur Sammlung der Bilder, die ihm in der und durch die Gemeinschaft geworden sind. Wir haben daher erkannt, daß zu einem in Marsch gesetzten Volk Führer und Persönlichkeiten gehören, die wiederum durch ihr Werk die Verbundenheit von Mensch und Volk erzeugen müssen. Das bedeutet, daß diesen Menschen zwischen den Klängen der Fanfaren und dem Marschtritt des heute unermeßlich großen Volksheeres und der in Bewegung gesetzten Volksgemeinschaft schöpferische Pausen geschenkt werden müssen, die sie in der tiefsten Einsamkeit und doch im Schoß unseres Volkes für sich beanspruchen können.

Auch die Dichter haben ein Recht auf solche Einsamkeit, und es ist nicht Zufall, sondern eine Selbstverständlichkeit, daß im Rahmen dieser Arbeitstagung Dichter und Verleger zu dem Thema „Einsamkeit und Gemeinschaft" gesprochen haben. Während sich aus dem Vorhergesagten die Bedeutung des Dichters einwandfrei ersehen läßt, muß zum Verleger noch hinzugefügt werden, daß er ein ahnendes Vermögen für seine Tätigkeit und für seinen Beruf mitbringen muß, daß er unter Umständen der Mann ist, der dem Ritter Schild und Speer überreicht, den Ritter vor den kleinen Unbillen des Tages schützt und ihm Treue in allen Lebenslagen beweist. So sind Dichter und Verleger wie Ritter und Waffengefährte eines geistigen Adels unseres Volkes.

Einsamkeit und Kameradschaft

Ansprache, gehalten auf der Kundgebung in der Krolloper
am 18. November 1938

von

Alfred Rosenberg

Sehr geehrte Gäste! Kameraden! Wie immer auf diesen Jahrestagungen, ist es mir eine angenehme Pflicht, allen unseren Mitarbeitern in Berlin und dem Reiche den herzlichsten Dank für ihre Arbeit auszusprechen, in erster Linie der Unermüdlichkeit des Parteigenossen Hagemeyer und seinem Arbeitskreis, dann aber auch allen unseren Lektoren und Hauptlektoren, den Mithelfern an unseren Ausstellungen und allen denen, die tatkräftig an der Ausgestaltung unserer Arbeit mitgeholfen haben.

Diese Arbeitstagung ist in das Zeichen eines alten und doch ewig neuen Problems gestellt worden. Immer wieder vertritt der schöpferisch starke Mensch das, was er sein Persönlichkeitsrecht nennt, und immer wieder fordert, namentlich in großen geschichtlichen Bewegungen, eine zusammengeballte Willenskraft das Vorrecht einer Gemeinschaft über den einzelnen.

Die nationalsozialistische Bewegung hat den Anspruch erhoben, in allen wesentlichen Dingen die Gesamtheit ihres Volkes zu formen und sie zu vertreten. Deshalb hat sie aber auch die Pflicht, die Gefahr von vornherein auszuschließen, daß einseitig an die Behandlung dieser alten Fragen des menschlichen Zusammenwirkens herangetreten werden kann. Sie hat deshalb vom ersten Tage ihrer Wirksamkeit an betont, daß die großen Schöpfungen der Menschheit stets unmittelbarer Ausdruck großer Persönlichkeiten sind. Sie hat in ihrer ganzen Tätigkeit aber ebenso unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß eine große Persönlichkeit, selbst wenn sie sich oft in Gegensatz zu einer Gemeinschaft stellte, doch zutiefst in dieser Gemeinschaft verwurzelt war,

ohne sie undenkbar ist und daß der gegenseitige Widerspruch meistens darin bestand, daß eben ein großes Talent oder gar ein Genie dem Denken der Umwelt um Jahrzehnte oder gar um Jahrhunderte vorauseilte.

Damit liegt bereits eine Kernfrage offen vor unseren Augen. Immer wird eine große Spannung zwischen einer Persönlichkeit bestehen, die fernsichtig die Notwendigkeiten in der Entwicklung erblickt, sie als Denker und Künstler darstellt oder gar als Staatsmann unmittelbar zu formen unternimmt, und dem breiten Durchschnitt eines Volkes, das, in den Sorgen des Tages befangen, einem kühnen Flug oder gar einer Wendung des gesamten Denkgefüges nicht zu folgen vermag. Von der einen Seite her tönen dann Worte wie Schopenhauers von der „Fabrikware der Natur", und auf der anderen Seite ist die Weltgeschichte erfüllt vom Spießbürgerruf von den „Narren und Schwärmern", die das gesittete ruhige Leben immer wieder stören wollen. Von einer höheren Warte aus gesehen, ist beides notwendig.

Ohne den kühnen Gedankenflug würde das Leben erstarren oder in einer widerlichen Geschäftsheuchelei verlaufen und notwendigerweise dann in einem moralischen Sumpf enden. Und ohne das hemmende Schwergewicht einer sich langsamer fortentwickelnden Masse bliebe ein neuer Gedanke ohne jede dauernde Überprüfung und Härtung, die gerade ihn von einer bodenlosen Schwärmerei unterscheidet.

Was sich hier zwischen Künstler, Denker und Staatsmann auf der einen Seite und geschlossenen Gemeinschaften auf der anderen zeigt, findet sein Widerspiel in der berechtigten Forderung des einen, sein Werk für sich leben zu können, und in der ebenso berechtigten Forderung auf der anderen Seite, das Ergebnis der Schöpferkraft zur Bereicherung des Lebens der Gemeinschaft einzusetzen.

Man darf wohl sagen, daß eine tiefergehende Charakterisierung dieses Problems in bezug auf das 19. und auf die Wende unseres Jahrhunderts uns zeigt, daß wir in dieser Epoche überhaupt kein organisches Spannungsverhältnis hatten, wie hier eben skizziert, sondern daß auf beiden Seiten die Ansprüche verzerrt und das Berechtigte im Verhältnis der beiden Pole vergessen worden war. Ich habe das in meinem Werk vor acht Jahren besonders unter Heranziehung einer Philosophie der

Kunst darzustellen mich bemüht; aber das gleiche gilt für das gesamte Gebiet des Lebens. Die deutsche Sprache hat dafür ein Fremdwort gewählt, und mit Recht. Sie hat vom „Individualismus" gesprochen und dadurch ein Moment betonen wollen, das beim Begriff der Persönlichkeit eine äußerliche Rolle spielt. Das Individuum hatte die Tendenz, sich von allen Bindungen zu lösen, während im Begriff der Persönlichkeit gerade das Hindurchtönen eines gemeinschaftlichen Überpersönlichen immer mitgeschwungen hat.

So bildeten sich um losgelöste Individuen auch nicht echte Jüngergruppen und Gemeinschaften sondern Sekten und Interessenten, d. h. von Natur und Geschichte losgelöste Phantasten und auf Gemeinschaftsraub ausgehende Wirtschaftsspekulanten. Wie immer in untergehenden Epochen entstanden Sekten und Interessenten stets zuerst in den Großstädten. Der Mensch auf dem Lande wird durch die Natur seiner Arbeit gezwungen, Urteil und Handlung stets durch das Ergebnis seines Werkes überprüft zu sehen, während der in Wirklichkeit oft bodenlose und nur zu oft urteilslose Großstädter den Schwärmereien über einen herrlichen Zukunftsstaat und eine wunderbare Menschheitsgesellschaft nicht selten zum Opfer gefallen ist.

Auf der anderen Seite war die Gemeinschaft eines durch ihre Glieder zusammenwirkenden Dorfes oder einer Kleinstadt eine überschaubare, unmittelbar miteinander verflochtene Gegebenheit des Lebens, während in einer Weltstadt diese Zellen einer wirklichen Volksgemeinschaft zu einer vergrößerten Interessentengruppe entarteten oder aber gleich zu gefährlichen Schwärmereien einer universalistischen Menschheit wurden.

Die letzten 150 Jahre zeigen uns also auf dem einen Pol die Entartung der Persönlichkeit und auf dem anderen die Entartung des Gemeinschaftsdenkens. Es ist, glaube ich, hier das entscheidende Erlebnis der nationalsozialistischen Bewegung, daß sie das alte Verhältnis, das man abstrakt als zwischen Ich und Gesellschaft bestehend hinstellte, nunmehr tiefer begriffen hat als die notwendige Spannung zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft und, in der Aufgabe gesehen, als eine Spannung zwischen Einsamkeit und Kameradschaft. Das erste ist also das Verhältnis der Menschen untereinander, das zweite ist der Zustand, in dem diese Menschen zu wirken haben.

Und hier hat die nationalsozialistische Bewegung mit einer großen Leidenschaft die Idee der Gemeinschaft als Arbeits- und Kampfkameradschaft verkündet wie kaum jemals eine Bewegung in der deutschen Geschichte. Sie hat in extremer Darstellung dieser Gedanken das Wort aufgegriffen: „Ich bin nichts, mein Volk ist alles" und wollte damit aussprechen, daß jeder alles zu opfern hat, wenn es sich um die Rettung der deutschen Nation aus Schande und Knechtschaft handelt. Und diesen Opfern sind Tausende gefolgt; Hunderttausende und Millionen haben sich durch Wort und in der Tat für diese neue Kampfkameradschaft entschieden. Alles, was in diesen Jahren sich auf politischem, militärischem, sozialem Gebiet gebildet hat, steht im Zeichen dieses alle einigenden großen Gedankens. Ob ich hier unmittelbar die NSDAP. als Organisation nenne, ob wir unsere Wehrmacht betrachten oder auf die Deutsche Arbeitsfront, die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt blicken, überall tritt dieser harte, unsentimentale und doch im tiefsten Gefühl lebende Gedanke einer neuen Gemeinschaft zutage. In der Erziehung sind die nationalsozialistischen Ordensburgen schon Symbol geworden für eine solche bewußt eingesetzte Lebensauffassung, welche die Rücksicht auf den anderen fordert, die von ihm erwartet, Verständnis für seinen Nachbarsmann als gleichwertigen Kampfkameraden aufzubringen und bereit zu sein zu einem gemeinsamen Einsatz und dann ohne Rücksicht auf sonst noch so berechtigte Einzelansprüche.

Auch das, was als Berufsorganisation heute vorhanden ist, trägt das Schwergewicht der Arbeit nicht in der Betonung der an sich berechtigten Interessen eines Berufes, sondern dieser wird hingestellt als ein gemeinsam mit allen mitarbeitendes Glied der deutschen Volks- und Kampfgemeinschaft.

Kurz, noch nie sind die Bataillone einer Volkskameradschaft so vielfältig und so folgerichtig auf ein einziges Ziel ausgerichtet gewesen wie heute, und das Beglückende ist, daß sie nicht einer abstrakten Gesellschaft oder einer universalistischen Gemeinschaft dienen sondern der heute konkret erfaßten Wirklichkeit des Daseinskampfes der deutschen Nation inmitten der übrigen Völker der Welt, den Lebensinteressen dieser Nation und der Gesamtverteidigung der edelsten Werte des germanisch-deutschen Menschen.

Doch wenn wir uns alle im Kampf um dieses Dasein des deutschen Volkes für diesen Satz: „Ich bin nichts, mein Volk ist alles" bekannt haben, so ist damit wohl eine Verpflichtung für alle ausgesprochen worden, aber nicht eine Bewertung oder Herabminderung der einzelnen großen Persönlichkeit; denn nach wie vor sehen wir gerade in ihr sowohl eine Krönung eines nur selten ausgesprochenen allgemeinen Volkswillens, aber zugleich auch das instinktiv vortastende Formen eines neuen Wollens, das dann zurückwirkt als bildende Gemeinschaftskraft.

Wenn wir den Dingen von heute jetzt offen ins Auge sehen, so können wir sagen, daß der Kampf um die Volkskameradschaft im Prinzip ausgetragen ist, daß die Kameradschaften unserer Bewegung Bestand der gesamten Nation wurden, und mit Freuden können wir feststellen, daß Millionen und aber Millionen sich dieser großen Gemeinschaftsarbeit zur Verfügung gestellt haben. In Kampfzeiten wie heute ist es zudem natürlich, daß alle diese Formationen einen straffen Charakter aufweisen, um wirklich ein immer verfügbares Werkzeug in der Hand der politischen Führung zu sein.

Aber wir haben auch mit aufmerksamen Augen die Vertretung des anderen Poles beobachtet, und ich für meine Person gestehe, daß ich diese Bewegung mit innerer Anteilnahme und Zustimmung verfolgt habe. Gegenüber dem von allen anerkannten Recht der Gesamtheit auf die Zeit und Arbeitskraft des einzelnen in- und außerhalb seines Berufes tritt die Forderung auch nach Beschaulichkeit, nach gesammelten Stunden, nach der Einsamkeit. Ich habe dieses Problem auf der Schulungstagung des diesjährigen Reichsparteitages in Nürnberg aufgegriffen und habe betont, daß, wenn wir uns selbst überprüfen und wenn wir die anderen großen Menschen, gleich auf welchem Gebiete, überschauen, wir wohl feststellen dürfen, daß die entscheidenden Entschlüsse Ergebnisse der einsamen Stunden dieser Großen gewesen sind. Es ist schon so, daß die Kameradschaft gleichsam das große Einatmen des Menschen darstellt. Durch diese Kameradschaft lernt er andere Persönlichkeiten kennen, lernt er neue Aufgaben, erblickt er neue Probleme, und in Stunden der Zurückgezogenheit, deren Ergebnisse man als ein großes Ausatmen bezeichnen darf, da werden die großen Eindrücke von außen im Innern verarbeitet und, wenn man sich richtig einfügt, wieder

einer Kameradschaft als förderndes Ergebnis zurückgegeben.

Wenn der Führer so oft und namentlich in Stunden notwendiger schwerer Entscheidungen Berlin verläßt und sich in seine Berge begibt, so ist das nur das größte Symbol dafür, was auf anderen Gebieten und in verschiedenen Berufen ebenfalls Lebensnotwendigkeit für jeden darstellt.

Der Führer verläßt dieses sehr lebendige und aktive, aber manchmal auch etwas nervöse Berlin, um unabhängig von den vielen Zufälligkeiten einer Weltstadt Entschlüsse zu fassen nur vom Gesichtspunkt der großen Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Deutschen Reiches.

Und der Künstler und Denker wird eine brodelnde Weltstadt ebenfalls manchmal verlassen wollen, um in stillen Stunden allein für sich, sei es einem Gedanken, sei es einem Bauprojekt, sei es einer dichterischen Idee wirklich nachzugehen. Erst in dieser Einsamkeit werden sich ihm die anfänglich nur undeutlichen Gestalten herausbilden. Aus einem Gedanken wird erst so nach und nach lebendiges Leben, und Schemen verwandeln sich in Gestalten, die unter einer großen Hand dann dauernd Symbole einer Zeit oder gar seelische Gleichnisse eines überzeitlichen Volkstums werden können.

Und deshalb, Kameraden, wenn wir diese Tagung in das Zeichen der Einsamkeit gestellt haben, so wollen wir damit einer Notwendigkeit Rechnung tragen, die Sie vertreten müssen, um in der bewegten Zeit von heute Stunden der Sammlung zu haben; aber — und das ist ja wohl das Unterscheidende gegenüber der Betonung der Berechtigung der Einsamkeit in der Vergangenheit — diese Einsamkeit soll nicht eine Vereinzelung sein, sondern eine Kräftesammlung für sich selbst, aber auch für uns alle. Deshalb ist es auch nicht ein Widerspruch, wie es vielleicht früher gewesen sein mag, daß sich hier eine große Kameradschaft wie die nationalsozialistische Bewegung für das Recht der Einsamkeit ausspricht, denn sie weiß, daß dieser Einsame dann nicht allein steht, sondern daß er immer wieder in eine bodenverwurzelte Gemeinschaft zurückkehrt und nicht der Gefahr unterliegt, nur ein abgesplitterter Teil eines Ganzen zu werden.

Wir wollen als nationalsozialistische Gesamtbewegung deshalb beide Pole gestärkt wissen, und zwar organisch gestärkt: auf der einen Seite die Einsamkeit der schöpferischen Persönlichkeit

ohne Individualismus der sektiererischen und Wirtschaftsinteressenten, auf der anderen Seite keine gestaltlose Millionenmasse sondern eine durchgegliederte Kampfkameradschaft der deutschen Nation. Wenn wir diese beiden Pole stark wissen, dann wissen wir auch, daß das schöpferische Leben des deutschen Volkes niemals aufhören wird, sondern immer wieder neue Impulse von beiden Seiten erhält.

Aber wir wissen ebenso gut, daß eine solche Gesamthaltung nicht von jedem einzelnen nach beiden Seiten unbefangen durchgehalten werden kann. Die nationalsozialistische Bewegung muß deshalb so stark und so groß sein, daß sie stärkste Vertretungen von beiden Seiten in sich beherbergen kann, d. h. sie wird Temperamente unter sich führend wissen, die immer wieder mit ihrem ganzen Denken und Handeln diesen Begriff der allgemeinen Kampfkameradschaft an die Spitze stellen. Das müssen jene sein, die diese Organisationen führen und ihnen immer wieder neues Leben und neue Kraft einzuflößen haben. Und auf der anderen Seite werden dann ebenso temperamentvolle und, wenn nötig, auch einseitige Einzelne stehen, die ein bestimmtes Werk in ihrem Herzen tragen und nun dieses ihr geistig-seelisches Kind nach allen Richtungen hin — auch, wenn nötig, in geharnischter Form — zu verteidigen wissen. Auch diese Menschen, wenn sie hier als Architekten, Künstler, Dichter, Musiker wirken, oder ob sie als Denker einem Gedanken Folge leisten wollen, sie alle sollen das Bewußtsein haben, hier nicht etwa als Störer einer großen Kameradschaft angesehen zu werden, sondern in dieser ihrer Einsamkeit großes Verständnis bei der gesamten Bewegung zu finden. Der große Rhythmus unserer Zeit wird es dann zu verhindern wissen, daß diese Menschen allein für sich dastehen oder vergrämt sich aus dem Dasein überhaupt zurückziehen. Hier entsteht die Aufgabe dann auch für uns alle, die wir auf dieser Tagung verbunden sind, die fördernde Hand jenen auszustrecken, die uns ein Werk entgegenzutragen haben.

Dieses Gesamtverhältnis und die Verpflichtung, die es heute mit sich bringt, mag an einem Beispiel erläutert werden. Allen jenen, die sich mit Werken der Kunst und Urteilen über sie beschäftigen, ist die Pflicht auferlegt worden, dem Kunstwerk und dem Künstler von vornherein mit der notwendigen Achtung vor dem Werk und seiner Darstellung zu begegnen. Die sogenannte

„Kritik“ der vergangenen Jahrzehnte war in einen Zustand der Verwilderung ohnegleichen geraten, und die „Kritiker“ erblickten einen großen Teil ihrer Aufgaben darin, sich durch ätzende Behandlung der Künstler das Ansehen witziger, kluger Köpfe zu verschaffen. Gelobt wurde fast nur eine bestimmte Clique von Literaten, mit denen man, sei es rassisch, sei es geschäftspolitisch, verbunden war, während viele noch so gute Leistungen deutscher Künstler der allgemeinen Verspottung verfielen.

Im Zentralorgan unserer Bewegung ist der Ruf nach einer Reform dieser Gesamthaltung schon vor acht Jahren erhoben worden, und nach und nach beginnt es heute selbstverständlich zu werden, daß ein Mensch, der ein Urteil über eine künstlerische Leistung abgeben will, zunächst einmal dieser selbst mit Achtung entgegentritt und dann mit dem gleichen Gefühl sich bemüht, einem anderen die Beweggründe der Werke und ihrer Form darzulegen. Es ist dabei allerdings falsch, wenn man etwa erklärt, ein Mensch dürfe nur dann urteilen und eventuell auch eine ablehnende Haltung einnehmen, wenn er selbst imstande sei, es besser zu machen. Ganz abgesehen von den höheren Führungsstellen, wo eine solche Forderung unsinnig wäre, wird es fast durchgehend der Fall sein, daß nicht ein Maler über den Maler, ein Schauspieler über den Schauspieler, ein Dichter über den Dichter zu berichten und gegebenenfalls zu urteilen hat. Die Subjektivität des Künstlers ist die Voraussetzung seiner Stärke, aber auch die Bedingung, die ihn oft hindert, einen ganz anders gearteten und vielleicht doch gleichwertigen Berufskameraden und dessen künstlerische Beweggründe richtig einzuschätzen. Beispiele für diese Tatsache weist die Geschichte der Kunst in großer Anzahl auf. Darum fordert eine Darstellung einer Leistung und ein Urteil nicht notwendig die Beherrschung der gleichen Kunst, wohl aber einen gesunden Instinkt, eine kultivierte Urteilskraft und, wenn möglich, auch ein persönliches Verständnis für den behandelten Künstler.

Wenn diese Forderungen von der Allgemeinheit denen gegenüber erhoben worden sind, die vor einer Volksgemeinschaft Kunst und Künstler dem Volke näherbringen sollen und, wie es das Leben mit sich bringt, auch urteilen müssen, so darf ich wohl an dieser Stelle, wo wir für die Berechtigung der Einsamkeit des Dichters eintreten, auch aussprechen, daß mit dieser Forderung

an den aufnehmenden Teil auch eine Erwartung dem Künstler gegenüber verbunden ist. Wenn wir von vornherein Achtung vor der Kunst und dem Künstler fordern, so erwarten wir auch, daß dieser Künstler seinerseits Achtung vor der Natur, vor den Werten seiner Nation und vor der Vergangenheit seines Volkes mitbringt.

Die Natur ist nicht ein Objekt für willkürliche Launenauslassungen hemmungsloser Temperamente. Die Geschichte mit ihren tragenden Persönlichkeiten fordert auch die Berücksichtigung ihrer Tatsächlichkeiten seitens des sie behandelnden Künstlers. Mag man der dichterischen Freiheit noch so viel Raum lassen in der Erkenntnis, daß die geschichtswirkende Kraft eines Menschen nicht notwendig mit seinem sonstigen persönlichen Schicksal verbunden erscheint und deshalb aus manchen Zufälligkeiten herausgehoben werden kann, so geht es nicht an, wie es manchmal geschieht, einfach Gefühle und Gedanken unserer Gegenwart in Gestalten der Vergangenheit hineinzutragen und diese, ohne sie aus ihrer eigenen Zeit zu begreifen, als Träger der Ideen unserer Epoche vorzuführen. Das Leben auch der Vergangenheit ist so farbig und wechselartig, daß der Dichter immer noch weitesten Spielraum hat und es ihm deshalb der künstlerische Takt verbieten muß, hier eine Vermanschung der Persönlichkeiten und Gedanken verschiedenster Zeitalter vorzunehmen und gar dann auch noch die widerspruchslose Achtung seitens der nationalen Gemeinschaft zu erwarten.

Erst wenn dieses allgemeine Achtungsgefühl jeden Künstler beherrscht, wenn er ein Thema aus dem Leben der Nation behandelt, dann erst darf auch er erwarten, daß bei Beurteilung seines Werkes das gleiche Gefühl anhält, dann erst darf er als Dramatiker auch die Forderung stellen, daß Regisseure und Bühnenbildner sein Werk ebenfalls nicht als Möglichkeit für das Durchexperimentieren subjektivistischer Einfälle betrachten, sondern es aus eigenen Gegebenheiten bewerten und somit nicht ihre, sondern des Werkes Grundgedanken zu verdeutlichen sich bemühen.

Ich weiß, daß die Aufgaben des Lebens niemals so glatt aufgehen, wie die besten Wünsche es ausdrücken. Das darf uns aber nicht hindern, zum mindesten bestimmte Grundsätze innerlich anzuerkennen. Und wenn wir das tun, dann erst ist die Voraus-

setzung für eine größtmögliche Erfüllung dieser Wünsche und Gedanken gegeben. Zugleich ist damit auch jenes innere Verflochtensein anerkannt und ausgesprochen, das zwischen echter Persönlichkeit und einem organischen Gemeinschaftswillen bestehen soll. Ich glaube, daß Sie, Dichter und alle meine Mitarbeiter, Ihre Tätigkeit so auffassen. Dann dienen Sie, indem Sie für die Bewegung auftreten, der Bereicherung dieser großen Kampfgemeinschaft des 20. Jahrhunderts. Indem Sie einem einzelnen die Hand reichen, bereichern Sie sein Leben und geben ihm eine neue Kraft mit, die alle seine weiteren Schöpfungsmöglichkeiten zu neuer Entfaltung antreibt.

So glaube ich, daß wir dieses Problem, das uns hier zu allererst als Schrifttumspflege der Bewegung ins Auge tritt, zugleich als große Frage der Erziehung der gesamten Nation auffassen können. Bei allem Unterschied des Temperaments ist als Zeichen der nationalsozialistischen Weltanschauung aus einem Gegenüber oder gar aus einem Gegeneinander ein großes Miteinander geworden. Hier mit pflegender Sorge und mit sorgender Hand zu helfen, eine Höchststeigerung des Lebens der deutschen Nation herbeizuführen, muß, ganz gleich, in welcher Stellung diese pflegende Persönlichkeit auch stehen mag, mit zu dem Schönsten gehören, was uns die nationalsozialistische Bewegung als Auftrag zu erteilen vermag.

Der alte Kampf zwischen Kultur und Macht, der von blinden Theoretikern früher als eine Notwendigkeit hingestellt wurde, ist längst als gegenstandslos in unseren Herzen überwunden worden. Wir empfinden auch hier keinen Gegensatz sondern ein Zusammengehen der Kräfte, und sind der tiefsten Überzeugung, daß Deutschland, das heute wieder sein Recht in der Welt sich durch eine ausgebildete Macht errungen hat, auch zugleich der Förderer einer in der Geburtsstunde stehenden neuen deutschen Kultur und eines neuen deutschen Denkens ist. Gerade in dieser Einheit von Leben, Kunst und Weltanschauung erblicken wir das Geheimnis unserer Tage, und wir haben das beglückende Bewußtsein, hier den Glockenschlag einer neuen Epoche zu tun; und Sie alle können mit uns sagen: Auch wir sind dabei gewesen!

Einsamkeit und Gemeinschaft

von

Friedrich Griese

I

Ein Kennzeichen der geistigen Lebensfragen eines Volkes besteht darin, daß sie niemals abgeschlossen werden; sie sind ewig, das heißt: sie finden erst zu dem Zeitpunkt ihre Erledigung, da dieses Volk von der Geschichte selbst erledigt wird. Vor allem hierin unterscheiden sie sich von jenen andern Fragen, die zuzeiten so vorherrschend sein können, daß das Volk in seinem zahlenmäßig größten Teil diese ebenfalls für seine Lebensfragen hält. Es hilft ihnen jedoch nichts, im Weitergang des Volkes wird zuletzt die Bedeutung und Lebenswichtigkeit doch immer dahin gelegt, wo sie wirklich vorhanden ist. Fragen minderer oder gar lebenswidriger Art werden zu ihrer Zeit abgeschlossen, sie werden erledigt, und es besteht keine Aussicht, daß sie jemals wieder herangeholt und zu ihrer vorigen Bedeutung gebracht werden könnten. Gerade wir erleben es, eine wie schnelle und gründliche Erledigung manche dieser Fragen zuweilen erfahren. Sie verschwinden, der geistige Wächter des Volkes hat sie abgeschlossen, und sie werden mit diesem Volk niemals wiederkehren.

Sie werden deshalb nicht wiederkehren, weil es die Art dieser Fragen ist, daß sie nicht gewandelt, nicht entwickelt, vom Leben des Volkes, das sich immer neu formt, nicht mitgeformt werden können. Sie wollen einen bestimmten Zustand, und sie wollen diesen Zustand immer nur bestätigt sehen. Das Leben eines Volkes aber leidet keinen Zustand, es wächst ja immer wieder neu, das Weltbild füllt sich immer wieder einmal deutlicher und eindringlicher auf und mit ihm das andere Bild, das sich jedes lebendige Volk von sich selber macht. Wohl bezieht ein nach-

folgendes Geschlecht, freiwillig oder notgedrungen, einmal eine andere Stellung als das vorhergehende, um Grund und Wesen dieses Bildes klarer herauszustellen; aber im Letzten verändert sich dabei doch jenes Bild nicht, das dem Volk als sein großes und ewiges in dem Augenblick vorgesetzt wurde, da es in den Gang der Geschichte eintrat. Es müht sich um dieses Bild, es sucht die Übereinstimmung zwischen dem Gegenwärtigen und dem, was ihm als Sinn und Ziel seines Daseins gesetzt wurde, und aus diesem immerwährenden Suchen speist es sein Leben. Dabei offenbart es den nachfolgenden Generationen, ob und wie deutlich und nachhaltig es seine jeweils dringlichsten Lebensfragen erkannt hat. Es ist das unausgesetzte Mühen um Feststellung, um Mehrung und Ordnung des Inhalts und um die Formung dieses Inhalts, und hierin zuerst läuft das Leben der Gesamtheit dem des einzelnen gleich. Wenn aber ein Geschlecht einmal der Meinung ist, eine seiner Lebensfragen endgültig gelöst zu haben, dann erkennt es eines Tages — zuweilen durch ein plötzliches Anschwellen seines Entwickelungsganges — daß es anders belehrt wurde. Es erfährt vielleicht, daß es im Grunde noch gar nicht angefangen hat, diese Frage zu lösen, daß sie abschließend von ihm auch nicht gelöst werden kann und daß ihm, wie allen vorhergehenden Geschlechtern, zuletzt doch nur das „strebend sich bemühen" bleibt.

Damit ist schon gesagt, daß nicht jede dieser Lebensfragen immer deutlich im Blickfeld des Volkes steht. Scheinbar ist die eine oder andere von ihnen gar nicht da: sie ruht, wenigstens für die sogenannte Öffentlichkeit, oder sie wird durchaus nicht für wichtig gehalten. Sie selbst aber ruht nicht, unterirdisch wirkt sie fort, und wir wissen, daß die innere Zerrissenheit und Unfruchtbarkeit einer ganzen Zeitspanne zuweilen darin begründet lag, daß das Volk in seiner Gesamtheit seine wichtigste Lebensfrage nicht anerkannte oder gar nicht wahrnahm.

Ein bestimmter Kreis dieser Fragen nun — derjenige, der aus der Stellung der einzelnen Glieder eines Volkes zueinander hervorgeht — ist zu aller Zeit vorhanden gewesen und in früheren Zeiten oftmals auf eine sehr bittere Weise einer vermeintlichen Lösung unterworfen worden. Ein in seinen äußeren Grenzen zusammengehaltenes Volk braucht sich solange um seine einzelnen Glieder nicht in unablässiger Sorge zu mühen, als

diese äußeren Grenzen halten. In dem Augenblick, da diese Grenzen brüchig, von außen her bestritten und beschnitten werden, zeigt sich, daß ohne Schaden das äußere Zusammenhalten dem inneren nicht vorangesetzt werden darf. Kommt nun der innere Zusammenschluß zustande, wird also aus dem Volk eine wirkliche Gemeinschaft und soll diese weiterhin ausgebaut und immer vollkommener gestaltet werden, dann wird das innere Verhältnis der einzelnen Glieder zueinander immer wieder auf seine Festigkeit hin geprüft werden müssen. Förderndes wird dabei gefunden und hereingenommen, Hinderndes erkannt und ausgeschaltet, oder es schaltet sich selber aus.

Im Verlauf dieses Vorganges wird auch die Art des Verhältnisses zwischen der Gemeinschaft und ihrem scheinbaren Widerspiel, dem Einsamen, eine entscheidende Rolle spielen. Es wird gefragt werden, ob die Gemeinschaft, der er zum mindesten äußerlich angehört, ihn zu ihren hindernden oder fördernden Gliedern zu rechnen hat; das heißt also: ob er ihr auch innerlich zugehört und in welcher Art, oder ob er in Wirklichkeit außerhalb steht.

Das Amt Schrifttumspflege hat diese Frage ausdrücklich zur Behandlung gestellt. Je bewußter und eindringlicher man ihr hierin folgt, je eher und öffentlicher dies geschieht, desto einleuchtender und befreiender für die Gesamtheit wird das Ergebnis sein können.

2

Vorhandene Beispiele beweisen die Notwendigkeit, den Einsamen von seinem wirklichen Gegenspiel, dem Abseitigen, zu trennen. Wenn wir dabei die Rückschau auf frühere Zeiten zu Hilfe nehmen, so ergibt sich die traurige Feststellung, daß man die Unterschiede zwischen beiden bei Lebzeiten des Einsamen nicht immer beobachtet hat; es gibt leider gar zu deutliche Beweise dafür, daß dies nicht geschah. Freilich lebte der Einsame — im Gegensatz zum Abseitigen — nicht nur für sich, er lebte auch nicht nur für seine Zeit, und so haben nachfolgende Generationen das auszugleichen versucht, was die zu seiner Zeit Lebenden versäumt hatten, aber dies nun nicht mehr ihm, sondern nur noch sich selber und den späteren Geschlechtern zum Heil. Sie haben den Abseitigen erst gar nicht gekannt; um so deutlicher er-

kannten sie dafür Wesen und Schicksal und — von seinem Werk aus — das unsterbliche Verdienst des Einsamen.

Der Abseitige lebt im Eigenen, er leidet und er stirbt daran. Was ihm als sein beklagenswertes Los erscheint, geht aus persönlichen Eigenschaften hervor; und sie sind es auch, die ihn weiter daran hindern, den Weg zur Gemeinschaft zu finden. Er möchte es vor allem menschlich besser haben, als er es seinem Empfinden nach hat, aber im Grunde will er eine solche Änderung seines Lebens nicht einmal, weil er dann ja sein Eigenstes aufgeben müßte, und gerade das ist das letzte, das ihm möglich oder gar notwendig erscheint. Er kennt, entgegen seiner Meinung, den Aufblick zu irgendeiner Höhe doch nicht, weil sein Auge wie gebannt auf das ihm Nächstliegende gerichtet ist: auf sein zu allermeist von ihm selbst bedauertes menschliches Los. Er will von seinen persönlichen Dingen nichts abtun, und um diesen Preis leugnet er die Gemeinschaft, auch dort, wo er den sicheren Beweis haben könnte, daß sie ihrerseits bereit ist, vom Eigenen aufzugeben.

Auch der Einsame lebte und lebt im Eigenen, auch er leidet und stirbt daran. Wenn es aber zu dieser letzten Entscheidung kommt, geht das Beklagenswerte eines solchen Ausgangs nicht zu allererst aus seinen persönlichen Eigenschaften, es geht aus der Eigenart seines Werkes hervor; denn im Gegensatz zum Abseitigen will er vor allem etwas und will es immer wieder, während der Abseitige immer wieder etwas nicht will. Er will vor allem nicht die Berührung mit dem Leben, er hat Angst vor dieser Berührung, weil er erfahren hat, daß es unter Umständen Wundstellen dabei gibt, und die Wundstellen des Abseitigen heilen nicht von selber; Heilmittel aber verschmäht er, er braucht seine Wunden, um sich und andern immer wieder darzutun, wie hart und gefährlich und deshalb schädlich das Zusammentreffen mit dem Leben in der Gemeinschaft ist.

Der Einsame fürchtet dieses Zusammentreffen nicht, er sucht es, keine der empfangenen Wunden hält ihn davon ab; sie heilen zwar auch nicht von selber, aber er achtet sie nicht, und er braucht sie nur, um sich immer wieder darzutun, wie notwendig auch für ihn die Berührung mit dem Leben ist, weil es für ihn wie für alle andern Kampf bedeutet. Ihn hindern nicht seine persönlichen Eigenschaften daran, den Weg zur Gemeinschaft zu finden;

er leidet daran, daß er die Gemeinschaft, die sein Werk aufnehmen könnte, nicht findet. Aus diesem Grunde möchte er es nicht zuerst als Mensch besser haben, er merkt es freilich am ehesten, ob seine körperliche Kraft ausreicht, weiter am Werk zu bauen, aber niemals verstellt ihm die Klage über die menschliche Niederung, in der er sich vielleicht aufhalten muß, den Weg zur Höhe des Geistes, dem er um jeden Preis zu folgen entschlossen ist. Er will von seinen persönlichen Dingen aufgeben, was er nur aufgeben kann, außer dem Einen, und dieses Eine ist eben nicht sein Persönliches, weil es das ihm aufgegebene Werk ist.

So viele Arten von Ichsucht und heilloser Verwirrung durchaus nicht eigenartiger menschlicher Eigenschaften es gibt, so viele Abseitige hat es immer gegeben. Ein eigenartiges, nicht auf Verwirrung, sondern auf Sammlung gerichtetes Werk ist immer selten gewesen. Die Abseitigen bilden ein Heer, wahrhaft Einsame sind immer nur spärlich nachzuweisen. Die Abseitigen bilden ihre eigene Gemeinschaft, den Einsamen stellt der geistige Wächter des Volkes mitten in die Gemeinschaft hinein, auch wenn sie selbst ihn nicht sieht, und der streut seine Gaben sparsam aus. Der Einsame richtet, so lange man ihn nicht wahrnimmt, den Bau seines Werkes ins Leere hinein, aber dieser Bau steht, und zum mindesten sehen ihn die Nachlebenden; der Abseitige baut aus lauter Leere eine Art Fata Morgana seiner Sehnsüchte und Enttäuschungen und Ängste auf, nur er selber sieht sie, und sie vergeht mit ihm. Der eine starb und stirbt an der Gemeinschaft, die nicht vorhanden war oder die ihn nicht aufnimmt; der andere geht an seinem eigenen Ich ein. Der Abseitige ist den Nachlebenden für ihren Weg weder Ballast noch Hemmschuh, sie kennen ihn nicht einmal, er war nur sich selber eine Last; der Einsame hätte schon den Mitlebenden ein Wegweiser sein können, er muß es nun den Kindern oder den Enkeln werden, nachdem sie ihn unter der Last der mit ihm Lebenden herausgegraben haben.

3

Es wird gerade dem Deutschen nicht schwer, an Hand denkwürdiger Beispiele Art und Schicksal des Einsamen nachzuzeichnen. Es wird ihm aus dem Grunde nicht schwer, weil unter allen Völkern vornehmlich seine Geschichte immer wieder den

Gegensatz zwischen den Generationen bringt und weil sich der geistige Standort des Einsamen sehr oft auf der Schwelle zwischen der Umkehr von dem einen und dem Hinkehren zum andern Weg befindet oder in dem sehr unruhigen Niemandsland innerhalb einer äußerlich noch ruhigen, in sich aber schon durchaus gespaltenen geistigen Welt: jedesmal also in einer der gefährdetsten Zonen für die Gesamtheit wie für den Einzelnen, weil sie in der Regel erst hinterher klar überschaubar ist.

Jedem unter uns sind die Namen geläufig, deren Träger weithin sichtbar alle Kennzeichen des Einsamen tragen: Nietzsche, Kleist, Grabbe, Hölderlin, Friedrich II. und — wenn wir auch einen derjenigen nennen wollen, die durch Herübernahme seit langem ihre geistige Verheimatung bei uns gefunden haben — Dante; nur wenige Namen, sie könnten aus den verschiedenen Geistesgebieten unschwer vermehrt werden. Von ihnen hat Heinrich von Kleist seine Vereinsamung mit einem frühen Tod, Dante mit Verbannung, Grabbe mit unseligen menschlichen Verirrungen bezahlt, und Hölderlins Einsamkeit endigte in erbarmungswürdigen vierzig Jahren geistiger und körperlicher Hilflosigkeit. Einigen von ihnen wird von den Nachlebenden die Vereinsamung ausdrücklich zugeteilt; sie sprechen von dem Einsamen von Sils-Maria, dem Einsamen von Potsdam, und der junge Hanns Johst hat ein Grabbe-Drama geschrieben, das den Titel „Der Einsame" führt. Diese Einsamkeit wird auch dort bestätigt, wo sie dem obenhin betrachtenden Auge äußerlich nicht vorhanden scheint, wie bei Friedrich II.; und wir werden sie auch Goethe beilegen, dem geheimrätliches und höfisches Zeremoniell niemals Behagen und Selbstzweck, sondern immer nur abwehrende Hürde um seine Einsamkeit gewesen sein kann.

Nun besteht für uns die Aufgabe freilich nicht allein darin, Art und Schicksal des Einsamen nachzuweisen, vielmehr wollen Einsamkeit und Gemeinschaft in ihrem Verhältnis zueinander betrachtet werden. Demnach kann die Frage für uns nur lauten: Wie haben sich der Einsame und die Gemeinschaft jeweils wahrgenommen? Wehrt sich die Gemeinschaft gegen den Einsamen? Ist vor allem — wie man zuweilen gern hat wahrhaben wollen — der Einsame gemeinschaftswidrig oder gar -feindlich? Und gerade hierauf kommt es an; denn wäre dies letztere der Fall, dann wäre eine Beschäftigung mit dem unleugbaren Vor-

handensein des Einsamen das Überflüssigste, das gedacht werden kann. Bei unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen beiden müßte die wertmäßig größere Bedeutung allgemein und in jedem einzelnen Fall bei der Gemeinschaft gesucht werden.

Nachfolgende Lebensbeschreibung und Überlieferung sprechen im Hinblick auf den Einsamen von einer „stolzen" oder „eisigen" oder — noch deutlicher hinweisend — von einer „einsamen" Höhe. Ach, wir wissen, daß es zuweilen keineswegs eine Höhe, daß es vielmehr — wie bei Kleist — eine endlose Jagd durch das Dickicht widrigen äußeren Lebens war oder daß Grabbe die eine menschliche Niederung nur verließ, um in der andern anzukommen. Wenn aber doch eine einsame, eine stolze, wenn überhaupt eine „Höhe", dann drückt die Gemeinschaft, die so spricht, damit etwas völlig Unmißverständliches aus: sie löst den Einsamen von den menschlichen Zufälligkeiten und Bedingtheiten, die aus der Art der Dinge heraus gerade ihn am heftigsten überfallen, und tut den entschlossenen Schritt zu seinem Werk hin. Von hier aus macht sie ihn geradezu und vorbehaltlos zu einem Glied ihrer Gemeinschaft, wenn auch zu einem besonderen. Sie kümmert sich nicht um menschliche Eigenheiten, fragt nicht, ob Kleist krankhaft veranlagt, ob Dante ein Feind seiner Vaterstadt war, sie rechnet Friedrich II. seine sogenannte Menschenverachtung, Grabbe die unheilvollen Verirrungen nicht zu; selbstlos und ohne Aufhebens davon zu machen, befreit sie das Geistige dieser Namen von verdeckenden und verzerrenden menschlichen Verhüllungen und legt es vom Werk aus dar. Ja, sie geht so weit, dem Einsamen gerade von diesem Werk her Sonderbares und Abschreckendes zuzubilligen in der sicheren Vorausahnung, daß jedes Werk von seinem „Stirb und werde!" abschreckend genug für sie sein müßte, wenn sie sein Träger werden sollte.

Diese Aufnahme des Einsamen durch die Gemeinschaft geht nicht überall gleichzeitig oder gleichmäßig vor sich. Bei Friedrich II. geschah dies schon durch die Mitlebenden und bei ihnen gerade durch die breite Schicht des Volkes, aber auch weiterhin durch die Nachlebenden. In unzähligen Anekdoten und Berichten und Liedern machten sie den großen König, den Einsamen von Potsdam, als den „Alten Fritz" zu einem Glied der Gemeinschaft. Weil sie seine Größe ehrfürchtig ahnten und weil sie ihn nicht nur bewundern, sondern auch lieben mußten, wenn er ganz

der Ihre sein sollte, deshalb holten sie ihn näher zu sich heran. In ihren Berichten ließen sie ihn auf die Dörfer reiten, er plauderte mit ihnen, aß mit ihnen an einem Tisch und wußte in jeder Landschaft so gut Bescheid wie in seinem Preußen. Sie nahmen ihm damit seine Einsamkeit, die ihnen zu schwer, zu drückend, die ihnen zu gefährlich gewesen wäre, sie machten sich sein Geistiges einfacher und somit freundlicher und behielten ihn so bei sich auf die eine Weise, die ihnen möglich war, wenn ihnen seine Züge nicht fremd sein sollten.

Das Geistige anderer Einsamer wehrt sich gegen eine solche Aufnahme; Kleist und Grabbe wollen anders hereingeholt werden, auch Hölderlin, obwohl er es vor allem der Jugend der Gemeinschaft leichter macht als jene. Aber auch Kleist ist auf die Dauer kein Einsamer geblieben, auch Nietzsche nicht. Immer wieder meldet sich eine Generation an, die ihn weithin den Ihren nennt, indem sie sein Werk aufnimmt; und wenn es einmal so scheint, als ob es um ihn herum stille und also abermals einsam werden sollte, dann ist doch immer noch die namenlose Gemeinschaft der überallhin Verstreuten da, die sein Andenken unterdes wach erhält und es dadurch einer späteren geschlossenen Gemeinschaft leichter macht, seinen Namen wieder aufleuchten zu lassen. Von Dante hat man gesagt, er sei „die Stimme zehen schweigender Jahrhunderte"; und es soll damit das eine ausgedrückt werden, daß das Werk eines Einsamen für eine Gemeinschaft stehen kann, so lange sie selber stumm und schlafend und also nicht vorhanden ist.

Die Gemeinschaft wehrt sich also nicht gegen den Einsamen; vielmehr hat sie je und je Beweise dafür geliefert, daß sie — wenn oft auch erst hinterher — bereit war, ihn aufzunehmen. Um so notwendiger stellt sich von hier aus die andere Frage nach der Stellung des Einsamen zur Gemeinschaft ein. Geht das Beiwort von der „stolzen" oder „eisigen" Höhe zu allererst von ihm aus?

„Wenn man mit allen Kommentaren fertig ist", sagt Carlyle von Dante, „bleibt immer das Buch selber das Hauptsächliche, was wir von ihm wissen. Das Buch — und man darf wohl hinzufügen: jenes Portrait, bei dessen Anblick man nicht umhin kann, es für echt zu halten, wer auch immer der Maler gewesen sein mag. Es ist für mich ein gar rührendes Gesicht, unter allen

mir bekannten Gesichtern vielleicht das rührendste. So nackt dahin gestellt, in die Leere hinein gemalt, mit dem einfachen Lorbeer umkränzt: endloser Schmerz und Kummer, Bewußtsein des Sieges, der auch endlos ist; bezeichnend für die ganze Geschichte Dantes. Ich meine, es ist das trauervollste Gesicht, das je nach der Wirklichkeit gemalt worden. Es liegt darin, als Grundform desselben, Weichheit, Zartheit, sanfte Liebe wie eines Kindes, aber all dies ist wie zusammengeronnen zu schroffem Widerspruch, zu Entsagung, Vereinsamung, stolzem hoffnungslosen Schmerz. Dabei ist es ein schweigender Schmerz, trotzig schweigend: die Lippe gekräuselt wie in göttlicher Verachtung dessen, was ihm das Herz abzehrt; wie wenn es eben etwas Gemeines, Geringfügiges wäre, wie wenn er, den es zu peinigen und zu würgen Macht hat, dennoch größer wäre. Das Gesicht eines in völligem Widerspruch und in hartnäckigem Kampf auf Leben und Tod mit der Welt sich Befindenden. Liebe, völlig in Zorn verkehrt — ein unversöhnlicher Zorn: langsam, gleichmäßig, schweigend. Das ist Dante!"

Gewiß, das ist der aus seiner Vaterstadt Florenz Verbannte. Aber es gibt neben diesem so beschriebenen Bild in Ravenna ein Grabmal, und auf dem Stein steht die selbstgewählte Inschrift: „Hier liege ich, Dante, begraben, vom Ufer der Heimat verstoßen." Man könnte meinen, diese Grabschrift habe als Ursprung Stolz und Zorn und Verachtung dessen, der sie wollte. Aber man muß beachten: „von der Heimat verstoßen"; das heißt: aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, die für alle, auch für den Ärmsten, die erste, weil natürliche ist. Und vor allem will beachtet werden: „vom Ufer der Heimat verstoßen". Ufer heißt: Schutz, Befriedung, Ankommen nach zuweilen langer Irrfahrt. Wer dies als sein letztes Wort weitergab, der empfing es nicht aus Zorn und Verachtung denen gegenüber, die er noch nach seinem Tode so anrief; vielmehr ist diese Inschrift Ausdruck der Sehnsucht nach jener Gemeinschaft, die immer die engste gewesen ist, weil die gemeinsame Erde und das gemeinsame Blut sie geschaffen haben.

Von Friedrich II. wissen wir, daß er der erste Diener seines Volkes sein wollte. Er hat die Gemeinschaft, die er führte, nicht immer geschont, er hat sie oftmals mit Härte angefaßt; aber er hat damit nicht an einem schon vorhandenen Bild herumgezerrt,

vielmehr schwebte ihm ein Bild vor, das es noch erst zu schaffen galt. Denn ohne Zweifel wollte er bei seinem Tode nicht nur ein Preußen hinterlassen, das gab es schon, und es hatte Ansehen genug; er wollte den Staat Preußen, einen andern, als den schon vorhandenen, ihm ging es um das einmalige Bild seines Staates, in seinem Sinn: um eine Gemeinschaft. Und eine tiefere Bedeutung des Wortes von der Stellung des Einsamen zu dieser Gemeinschaft — nämlich: diese in einer möglichst dauernden Form schaffen zu wollen — gibt es nicht.

Bei demjenigen, der es in seiner Einsamkeit mit rein geistigen Bezirken zu tun hat, wird für seine Stellung zur Gemeinschaft einzig das schriftlich überlieferte Werk und seine Bemühungen um dieses Werk richtungweisend sein müssen. Was hierin Grabbe angeht, so wissen wir, daß er eine „Hermannsschlacht", daß er die „Hohenstaufen" geschrieben hat; wir wissen, daß er sich kritisch und entwerfend immer wieder mit Stoffen befaßte, die es mit dem Gedanken von der Gemeinschaft zu tun haben, mit einer früher schon vorhandenen oder einer erst zu bildenden. Aus seinen sehr verschiedenartigen und oftmals wilden und wirren Aufzeichnungen erkennen wir, daß es ihn auch hier immer wieder gerade zu solchen Stoffkreisen gezogen hat. „Dein Geschlecht vergeht!" läßt er dem im Kyffhäuser schlafenden Barbarossa zurufen. „Luther besiegt den Papst!" — „Frankreich besiegt dein Deutschland!" Und weiter:

„Die Völker erheben sich —,
Die Meere gebären vielleicht —;
die Seele der Erde, die Sonnen
brechen empor und streiten vielleicht—.
Neue Götter, unnennbare Welten
dringen herein. —
Doch nie sind Gott und Mensch und
Welt des Glückes wert,
so lang keiner sich selbst bekehrt."

Worte, die Grabbe nicht nur für seine Zeit und eine Gemeinschaft, die ihm ja noch nicht vorhanden war, in seinen Visionen niederschrieb, die vielmehr für die deutsche Gemeinschaft über jede Zeit hinaus gelten und die gerade wir in besonderem Maße erlebt haben.

Mächtiger und anhaltender, wenn auch ebensowenig erfolgreich hat Kleist immer wieder versucht, schon zu seiner Zeit eine Gemeinschaft zu finden. Auch er schrieb eine „Hermannsschlacht", in Fragen und Antworten schrieb er sein vaterländisches Lehrbuch für die Deutschen, er schrieb das unvollendet gebliebene Normannendrama, den „Michael Kohlhaas"; es gibt kaum eine wichtige Seite seines Lebenswerkes, die nicht dem Gedanken der Gemeinschaft in irgendeiner Form gewidmet wäre. Er wehrt sich dabei mit dem Mut der Verzweiflung gegen die eigene Vereinsamung. Sie ist ihm nicht Grund zu Stolz und Verachtung in der Hoffnung auf eine spätere Gemeinschaft, sie ist ihm nicht Selbstzweck, und gewiß erscheint sie ihm nicht als zwangsläufig; ganz allein und ausschließlich ist sie ihm Unglück und immerwährende mörderische Seelenpein. Dabei weiß er, daß diese Vereinsamung nicht nur sein Unglück, daß sie auch dasjenige seines Volkes ist, beides steht für ihn in einem unseligen inneren Zusammenhang. Und er drückt das dort am deutlichsten aus, wo er der „Hermannsschlacht" jene Verse voranstellt:

„Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu
schlagen,
ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Sänger, verwehrt."

Wir finden ein gleich schmerzliches „Wehe!" auch bei Hölderlin mit dem darauf folgenden dreimaligen schrecklichen „Einsam!" und dem Nachhall:

„Und nimmer find ich
euch, meine Götter,
und nimmer kehr ich
zu deinem Leben, Natur!
Dein Geächteter, weh!"

Den Abschluß des gnadenlosen Ringens Kleists um das eigene Werk im Dienst seines Vaterlandes bildet die einsame Sterbestunde am Wannsee bei Berlin, der letzte und schlüssige Beweis, daß ein Einsamer dieser Art nur innerhalb der Gemeinschaft leben und allenfalls außerhalb dieser Gemeinschaft sterben konnte.

4

Nun könnte man sagen, daß es in einer möglichst vollkommen ausgestalteten Gemeinschaft den Einsamen nicht geben wird. Wenn die Gemeinschaft um das Weh der Vereinsamung weiß, wenn sie weiter weiß, wie oft ein schöpferisches Werk durch die Abwehr der Gemeinschaft gehindert oder auf die Dauer unmöglich gemacht wurde, und wenn sie — aus diesem folgend — bereit ist, dieses Werk schon bei Lebzeiten des Schöpfers aufzunehmen, dann müßte die Frage grundlegend und damit für immer gelöst sein. Man könnte sogar fragen, ob es unter solchen Umständen in einer Gemeinschaft noch den Einsamen geben darf? Wie es scheint: nein; dann nämlich nicht, wenn er seinerseits die Stellung der Einsamkeit zur Gemeinschaft richtig auffaßt. Somit läge die Schuld, wenn der Gemeinschaftsgedanke in einem Volk Wirklichkeit geworden ist, allein bei dem, der sich innerhalb dieser Gemeinschaft auch ferner der Einsamkeit hingibt.

Aber die Frage lautet nicht, ob es in einer Gemeinschaft noch den Einsamen geben darf; sie lautet vielmehr, immer den deutlichsten Fall gesetzt: ob es die Art des schöpferischen Werkes ist, daß es langsam und in der Stille vorbereitet werden muß? Sie lautet weiter: ob die Art dieses Werkes voraussetzt, daß es nicht selten bis zu seiner Vollendung alle, aber auch alle geistigen Kräfte aufbraucht und meistens nicht nur die geistigen allein? Und sie lautet zuletzt: ob von hier aus nicht immer wieder zwischen dem einen und dem andern Werk eine Stille, eine absolute geistige Leere auftritt, die nur in der Zurückgezogenheit und allein von dem, den es angeht, ausgetragen werden kann? Wenn wir dies alles bejahen, dann werden wir auch dem, der die Zurückgezogenheit für sein Werk braucht, seine Einsamkeit lassen. Denn, wie schon gesagt, er will ja mit dieser Zurückgezogenheit etwas zum Unterschied von dem Abseitigen, der durch sie dartut, daß er etwas nicht will.

Wir haben bisher nur von der bösen Seite der Vereinsamung, der drückenden und unfruchtbaren, gesprochen. Aber es gibt ja nicht nur die Einsamkeit, die notwendig eintreten muß, wenn eine vorhandene Gemeinschaft ein Werk ablehnt oder nicht wahrnimmt oder wenn in Wirklichkeit gar keine Gemeinschaft vorhanden ist; es gibt auch die Einsamkeit als Notwendigkeit vom

Werk her. Wir wissen nicht nur von der Vereinsamung, die ein Unglück ist, weil die Schaffensmöglichkeiten durch sie schwinden; wir wissen auch von der andern, die höchstens Glück bedeutet, weil diese Möglichkeiten durch sie erhöht werden. Und es gibt zuletzt nicht nur die Einsamkeit, die menschlich zermürbt und zerschlägt, weil sie ausweglos ist; es ist auch jene da, die kräftigt und sammelt, weil sie allein — und sie allein ganz — die Leere zwischen zwei Teilenden des Gesamtweges auffüllt. Wir haben bei Kleist und Grabbe, bei Dante jene düstere Einsamkeit genannt, die der schöpferische Mensch abzuwerfen versuchen wird, wenn ihm dies möglich ist; wir wollen die hellere — weil hebende und fruchtbare — noch deutlicher nennen, die Einsamkeit, die er halten oder suchen wird, wenn ihm dies ebenfalls möglich ist.

Denn niemand kommt zum gültigen Werk für andere, er habe es vorher in sich gestaltet; und niemand sieht die Gestalt, ohne sie vorher erkannt zu haben. Das Erkennen aber ist, wie wir aus ebenso denkwürdigen Beispielen und ganz allgemein von den Vorgängen her wissen, immer nur ein Gespräch mit Einem. Hieraus ergibt sich für die Gemeinschaft, die einen Anspruch auf jedes in ihrer Mitte geleistete Werk hat, daß ihr Anspruch eben nur auf das Werk geht; und dies schließt in sich nicht nur die Pflicht dieser Gemeinschaft, dem Einsamen seine Einsamkeit zu lassen, sondern auch das — beide gleichermaßen beglückende — Recht, diese Einsamkeit zu hüten. Sie hat und hält das Gewordene und dies allein; nur die nachfolgende Lebensbeschreibung als Wissenschaft hat Recht und Pflicht, dem Vorgang des Werdens nachzuspüren und ihn aufzuhellen, um daraus die besonderen wie auch die allgemeingültigen Gesetze abzuleiten oder sie bestätigt zu sehen.

Die Führung der Gemeinschaft weiß um die Wahrheit dieser Gedankengänge und bezeugt sie. Sie tut das in der Form von Preisen oder ähnlichen Zuwendungen. Damit kann die Zustimmung zu dem schon geleisteten Werk ausgesprochen werden, aber oftmals ist dies ja erst in verheißenden Ansätzen zu erkennen; und so bleibt in jedem einzelnen dieser Fälle der Wille der Führung, zu der Fortsetzung und Erweiterung des Werkes in dieser Weise beizutragen. Wie der Bedachte diese Fortsetzung gestaltet, überläßt sie dabei ihm. Dasselbe hatten Einzelne im Sinn, als

sie Stiftungen schufen, deren Erträgnisse zuweilen so sehr in der Stille weitergegeben werden, daß dies allein schon als Hinweis gewertet werden darf; und gleiches versuchen Körperschaften, Vereinigungen, Städte oder die verschiedenen Gaue des Reiches. Daß aber auch die Gemeinschaft selber und gerade in ihren breitesten Schichten immer wieder einmal bereit gewesen ist, dem, der in der Stille schuf, diese Stille zu bewahren, hat sie bewiesen.

Als am 4. August 1908 auf der Ebene von Echterdingen das Luftschiff LZ 4 vernichtet wurde, traf dieser Schlag nicht nur den Erbauer sondern auch das ganze Volk in seiner urtümlichen Sehnsucht: hinaufgehoben zu werden über die Erde, ja, über sich selbst und — gleichsam losgelöst von aller Schwere — die Dinge rein betrachtend zu sehen. Die Gemeinschaft hatte bis dahin von dem, der jedem Einzelnen durch dieses schauerliche Unglück plötzlich nahegerückt wurde, fast nichts gesehen und nicht übermäßig viel gehört, die Mittel zu diesem Sehen und Hören waren damals noch nicht so sehr ausgebildet; er selber war immer in seinem Hintergrund geblieben, und die Gemeinschaft hatte ihm seine Einsamkeit sozusagen notgedrungen lassen müssen, von Zeit zu Zeit hatte sie freilich immer wieder fehlgeschlagenen Versuchen nachdenken können. Trotzdem trat sie jetzt in heiliger Begeisterung um diesen Mann zusammen und tat das, was allein helfen konnte: in größeren, in kleinen und kleinsten Beträgen brachte sie die für die damalige Zeit außerordentliche Summe von sechs Millionen zusammen und übergab sie ihm zu treuen Händen. Was bewies sie damit? Sie bekam nichts dafür, und sie wußte, daß sie in Zukunft höchstens das eine dafür bekommen werde: die Bestätigung ihres Glaubens an den glücklichen Fortgang des Werkes. Nach dem bisherigen Verlauf konnte aber auch einigen schlimmen Erfahrungen eine weitere und vielleicht noch schlimmere angereiht werden. Sie kümmerte sich jedoch nicht darum und tat, was vorläufig allein möglich war: dem, der bis dahin in seiner Einsamkeit zu schaffen versucht hatte, diese Einsamkeit zu hüten. Mehr wußte sie nicht, mehr bekam sie nicht, und mehr wollte sie nicht; alles andere blieb allein ihm überlassen.

In diesem Teil unserer Betrachtungen wird auch der genannt werden müssen, der durch seine Vermittelung oft als erster Werk

und Gemeinschaft zusammenführt und durch weitere Arbeit mit dafür sorgt, daß fördernde und fruchtbare Einsamkeit nicht zu einer hindernden und auf die Dauer unfruchtbaren wird. Er muß schon deshalb genannt werden, weil nur zu leicht die Gefahr besteht, daß seine Arbeit übersehen oder vergessen wird.

Jedes Werk wird zu Beginn wie in das Leere hineingebaut, jedes ist bei seinem ersten Hervortreten der oft unvermutete Beweis, daß hier wieder einer versucht, die Dinge neu zu sehen oder doch in einen besonderen Zusammenhang zu rücken, und manches von ihnen hat es deshalb schwer genug, in die Gemeinschaft zu dringen.

Hier setzt die Arbeit des Mittlers zwischen dem Schaffenden und der Gemeinschaft ein. Er ist ein Glied der Gemeinschaft, aber bevor er das ist, begibt er sich in jedem einzelnen Fall in eine andere Gemeinschaft. Nicht nur in diejenige mit dem Werk, sie muß bei Nähertreten ja auch von jedem andern Glied der Gemeinschaft aufgesucht werden, der Mittler teilt außerdem die Einsamkeit des Schaffenden. Jenes allein wird ihm nicht genügen, immer wird er auch den Urheber desselben mit in seine Betrachtungen nehmen wollen. Darin durchaus dem Schaffenden ein Gleichstrebender, macht er nur — da er jeweils ja das abgeschlossene Werk braucht — den umgekehrten Weg: jener richtet jedes einzelne vom Gesamtgrund seines Schaffens her auf; er, den fertigen Bau vor sich, dringt von ihm aus zum Gesamtschaffen vor, um es nach und nach immer deutlicher vor sich zu haben, wie es sein Mittleramt fordert. Es gibt, wie wir alle wissen, genug Beispiele, die dartun, wie nachhaltig gerade er Einsamkeit zu teilen und zugleich zu hüten verstand.

5

Einsamkeit will nicht nur in Verbindung mit einem denkwürdigen Namen oder Werk genannt werden sondern auch in Verbindung mit dem, der für die Öffentlichkeit gänzlich ohne Werk und Namen ist.

Niemand darf sagen, Einsamkeit sei nur dort berechtigt, wo sie schöpferischer Art und also notwendig für ein Werk sei; überall sonst müsse man sie nicht nur als unergiebig sondern auch als hinderlich ansehen, da sie von der Gemeinschaft abhalte. In

diesem Fall sei Einsamkeit Weltflucht und als solche Weltangst, da sie aus der Scheu vor der Berührung mit dem Leben hervorgehe.

Einsamkeit trägt nicht nur dort schöpferischen Charakter, wo in ihrem Schutz Geistiges geschaffen wird. Auch der einfache Mensch, der Namenlose innerhalb der Gemeinschaft, lebt nicht nur vom Brot allein; auch sein innerer Entwickelungsgang wird — wenn auch in anderer Weise als der Werdegang eines Werkes — gefördert oder gehindert durch geistige Erfahrungen. Auch er kennt Vorbereitungszeiten, die Stille fordern; auch seine körperlichen und geistigen Kräfte werden angestrengt und zeigen sich hier und da einmal als völlig verbraucht; und auch er kennt die innere Leere, die allein von ihm, den es angeht, ausgetragen werden kann.

Es wäre unheilvoll, gerade hier die Begriffe zu verwechseln, weil es sich um den Einzelnen der Gemeinschaft handelt, der sich nicht durch ein weithin sichtbares Werk sondern allein durch seine währende Arbeit ausweisen kann, und die ist meistens ganz und gar unscheinbar, weil sie ja nur ein Teil unter vielen gleichen oder ähnlichen Teilen innerhalb der Gesamtarbeit ist.

Die Weltflucht dessen, der die Einsamkeit für eine Zeitlang sucht, weil er den Ansprüchen des Lebens mit immer erneuter Kraft standhalten *will*, ist nicht die Weltangst des andern, der diesen Ansprüchen nicht standhalten *kann*. Der Volksmund spricht, zum Unterschied vom Flüchtling, vom Flüchter; die äußeren Kennzeichen sind bei beiden nicht dieselben, noch weniger Wesensart und Beweggrund: der eine will drohendem Zugriff entgehen, der andere sucht etwas. Wenn es dringlich ist, flüchtet er sogar in sein eigenes Haus, es ist seine Zuflucht. Die Weltflucht dieser Art will die hindernden Dinge einmal ausschalten, da diese aber nicht entfernt oder versteckt werden können, müssen sie zurückgelassen werden. Was am Ende der Weltflucht steht, weiß man zwar nicht so unbedingt sicher, aber man tritt die Fahrt an mit dem Willen, nach der Rückkehr zum mindesten mit den Dingen auszukommen. Es läuft zuweilen auf das Gegenteil hinaus, aber doch nur zuweilen; denn die Einsamkeit ist eine jener Hilfreichen, die desto mehr geben, je mehr man ihnen zutraut.

Auch die Weltangst treibt es zur Einsamkeit, aber sie erfährt

sehr bald — und meistens behauptet sie, sie habe es vorher gewußt — daß die Dinge, die auch sie zurücklassen wollte, von ihr gar nicht ausgeschaltet werden können; sie sieht sie viel zu groß. Weltflucht schließt die Augen und ist angekommen: sie weiß sich außerhalb; Weltangst öffnet sie weit und fühlt sich genau im Mittelpunkt: alles sieht auf sie her. Was am Ende der Weltangst steht, ist fast in jedem Fall vorherzusagen; denn ihr ist die Einsamkeit eine jener Unbarmherzigen, die um so weniger schonen, je mehr man ihnen ausliefert. Weltangst sucht sie nicht auf, die Einsamkeit überfällt sie.

Weltangst fürchtet den Richter, für sie sind immer die andern die Angeklagten, aber sie hat es dumpf im Gefühl, daß bei begonnenem Gericht sie als erster und letzter dem Spruch standhalten müßte. So möchte sie vor dem Gericht der Henker derjenigen sein, von denen sie sich gehindert oder verfolgt glaubt; es reicht jedoch nicht dazu, das Schwert ist nicht etwa zu stumpf, es ist vor lauter Heulen und Zähneklappern nicht aufzufinden. Rechte Weltflucht heißt: vorfordern. Wenn kein anderer Angeklagter vorhanden ist, stellt man sich selbst dem Spruch. Einsamkeit heißt in diesem Fall: Selbstgericht.

Am Ende der Weltangst steht das völlige Verzagen, die Verzweiflung; denn sie verwirrt und verwirft alles, nur sich selbst verwirft sie nicht. Die helfende Einsamkeit der Weltflucht wirft nicht zusammen, sie sondert das Wichtige vom Unwichtigen. Diese Möglichkeit kann auch anderswo gefunden werden, aber die Einsamkeit verhilft am ehesten dazu, weil die Dinge aus der Entfernung übersichtlicher sind. Weltangst kennt diese Übersichtlichkeit nicht, sie ist immer eng von den Dingen umlagert.

Weltangst ist ein Zustand, der nichts Förderndes hervorbringen kann. Er endigt in Zittern und Zagen und Auflösung oder in einem plötzlichen und gewaltsamen Ausbruch; freilich kann dieser Zustand auch durch einen ebenso plötzlichen und gewaltsamen Zugriff von außen her beendigt werden, aber es ist selten. Einsamkeit befindet sich in einem Kreis, der aus der Mitte heraus schwingt, in dieser Mitte jedoch hockt sie selbst; sie sieht immer nur das Letzte, das Ende, ein Weiterkommen gibt es nicht. Wenn sie aufschaut, ist der Himmel leer über ihr. Weltflucht ist kein Zustand, auch der die Welt fliehende Mensch ohne Werk und Namen will etwas von der Einsamkeit, auch er baut, er baut an

seinem Leben, es gibt nichts Höheres für ihn. Wenn er in die Einsamkeit geht, kehrt er in seinem Sinn zu den ersten Dingen des Lebens zurück, und wenn es nur der gestirnte Himmel über ihm ist.

Weltangst, die sich selbst in die Einsamkeit jagte und dabei von ihr wie vom ärgsten aller Feinde überfallen wurde, findet immer nur sich. Ihr Vorder- und Nebenmann ist ebenfalls sie selbst, und wenn sie ihm in das Gesicht sieht, flieht sie, aber sie flieht umsonst. Was weiterhin um sie herum ist, gilt ihr bestenfalls als offener Feind, meistens sieht sie in ihm den versteckten. Sie findet keinen Abschluß in dem Gewirr. — Wer mit Willen in die Einsamkeit geht, sucht den einen Abschluß: Ordnung in die bisherige Unordnung zu bringen. Am Anfang seiner Einsamkeit stand zwar auch er allein, aber an ihrem Ende steht der Mensch der Gemeinschaft, das heißt: er, der inzwischen selber Ordnung machte, reiht sich nun da ein, wo er ebenfalls Ordnung wahrnimmt. Sein Vorder- und Nebenmann ist demnach der Kamerad, er flüchtet nicht vor ihm, er sucht ihn. Nichts bringt den Menschen, der den Bau seines Lebens aufführt und die Gemeinschaft für eine Zeitlang mied, so sicher in sie zurück wie die Einsamkeit, die er nicht aus Angst, sondern aus innerer Notwendigkeit aufsuchte. Er mied die Gemeinschaft ja nicht nur deshalb, weil er nicht mit ihr, sondern weil er zu allererst nicht mit sich zurechtkommen konnte.

Weltangst tut immer nur hinzu, sie vergrößert die Last, sie selbst merkt es am ehesten, aber sie kann nicht anders, weil sie immer aufs neue bestätigt sehen muß, was schon vorhanden ist. Daran ändert für sie auch die Einsamkeit nichts, in der Regel läßt sie die Bürde ins Untragbare anschwellen. Sie hat immer nur Tote um sich herum, aber vor ihren Augen leben die Toten, und sie selber ist es, die die Gebeine nicht zur Ruhe kommen läßt. — Fruchtbare Einsamkeit lehrt, vom Vorhandenen abzutragen. Wohl trägt auch sie Neues hinzu, aber vorher schafft sie Altes aus dem Haus. Sie entlastet sich von Abgelebtem und macht Raum für Zuwachs. Der einfache Mensch nimmt, wie aus vielen Zeugnissen hervorgeht, die Einsamkeit als den sichersten Reinigungsvorgang. „Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden“, sagt er. Nun, das ist er nicht gerade geworden, er ist noch der alte, seine Art hat sich nicht geändert, ganz im Gegenteil

ist sie erst jetzt richtig hervorgekommen, weil Zeit genug da war, alles abzuwerfen, was er im täglichen Gang der Arbeitstage an Widrigem aufgesammelt hatte. Er befreite sich davon, er wuchs sich völlig neu aus und lernte sich selber wieder kennen. „Ich bin ein anderer Mensch geworden“, so nur kann er es sagen, erst jetzt ist er sich wirklich vorhanden; auch für ihn war die Einsamkeit schöpferisch, sie ließ etwas Neues entstehen, was im Grunde immer schon vorhanden war, ihm aber erst jetzt zu Bewußtsein gekommen ist. Es ist dasselbe Glücksgefühl, das auch den beseelt, dem die Einsamkeit ein Werk entstehen ließ, das mit allen früheren aus dem gleichen Grund des Schaffens kam, aber eine neue Äußerungsform des Vorhandenen ist. Hier ein Werk, dort ein Mensch — beide Male eine Art Wiedergeburt.

Dieser Wille zur Einsamkeit geht auf besondere Gründe zurück. Es gibt aber auch sehr natürliche Vorgänge, die gleichfalls des Segens der Einsamkeit nicht entraten können. Der tätige Mensch will weiter, und die Gemeinschaft hat dieses Weiterkommen nötig. Durchgängig ist sie angewiesen auf die tüchtige und alles in allem ordnungsmäßige Leistung, es ist ihr Egoismus, ein heiliger Egoismus, sie lebt davon, und sie nimmt damit niemandem etwas. Aber aus dem starken und geruhigen Heer der Geher muß sich immer wieder einmal einer aufschwingen, der den Flug wagt. Sie brauchen ihn; in all ihrem ruhevollen Schreiten ist doch gerade er die Bestätigung ihrer eigenen Sehnsucht. Wer einmal diesen Flug wagen wird, kann niemand vorhersagen; aber vorauszusagen ist in jedem einzelnen Fall, daß er das meiste mit sich allein wird abmachen müssen.

So gesehen, fordert die Gemeinschaft geradezu das, was die Einsamkeit zu geben hat, sie fordert es von dem, der zu ihr gehört, und sie fordert es für sich. Immer von neuem stellt sie ihn vor die Notwendigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu scheiden und Ordnung zu halten; und immer von neuem muß er lernen, im Gericht den Spruch über sich ergehen zu lassen oder ihn gar selbst zu fällen. Vor allem aber erwartet sie immer wieder von ihm, daß er Totes aus dem Hause schafft, um neuem Leben Platz zu machen.

Von der Einsamkeit selbst aber wissen wir, daß sie nicht erst bestätigt werden muß; sie ist vorhanden, und sie wird gesucht. Wir werden in diesem Wissen befestigt durch die Tatsache, daß

Entstehung und Beendigung vieler Werke nur in Zusammenhang mit der Einsamkeit genannt werden können; sie sind entstanden in ihrer Qual oder in ihrem Schutz. Menschlich befreiend ist für uns nur das Wissen um letztere. Wir fragen die toten Urheber dieser Werke nicht danach, ob sie die Einsamkeit zu ihrer Zeit nötig hatten, wir werden auch die Lebenden nicht danach fragen wollen; entscheiden sollen sie selber, weil nur sie selber entscheiden können.

„Schon habe ich viel in meinem Innern gewonnen, schon habe ich viele Ideen, auf denen ich festhielt, die mich und andre unglücklich machten, hingegeben und bin um vieles freier. Täglich werf ich eine neue Schale ab und hoffe, als ein Mensch wiederzukommen", schreibt Goethe im Januar 1787 aus Italien; und im März des folgenden Jahres: „Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden."

Niemals hat das Bemühen um eine möglichst vollkommen ausgestaltete Gemeinschaft Köpfe und Herzen der Deutschen so sehr bewegt wie in unserer Zeit. Wir werden nicht mehr tun können als das eine: das Ganze zu schaffen und weiterhin zu pflegen durch Herausarbeitung und Pflege seiner verschiedenartigen Teile, immer eingedenk des Wortes, daß der Wert der Gemeinschaft überall und zu aller Zeit bestimmt worden ist durch den Wert des Einzelnen.

Ansprache

gehalten auf der Feierstunde im Deutschen Opernhaus
am 20. November 1938

von

Franz Koch

Wenn die diesjährige 5. Arbeitstagung des Amtes für Schrifttumspflege, die in den Tag der deutschen Dichtung ausklingt, auf den Generalnenner Einsamkeit und Gemeinsamkeit gebracht worden ist, so ist das selbstverständlich kein Zufall. Wir dürfen darin vielmehr ein Zeichen dafür sehen, daß in der Neu- und Durchformung unseres gesamten Lebens der Augenblick gekommen ist, uns über den Geltungsbereich der Begriffe Einsamkeit und Gemeinsamkeit im kulturellen und geistigen Leben, im besonderen im Bereich dichterischen Schaffens, klar zu werden. Über Gemeinschaft und Gemeinsamkeit noch viele Worte zu machen, erübrigt sich. Wir wissen und haben es gerade in diesen Monaten, der Geburtsstunde Großdeutschlands, erlebt, was wir der Wirklichwerdung dieses Begriffs Gemeinschaft zu verdanken haben, der unerhörten Zusammenballung und Verdichtung aller Kräfte unseres Volkes, die sich wie in der Spitze eines flugbereiten Pfeiles sammelten, den der Führer auf die von seiner Hand gespannte Bogensehne legte.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Pol dieses Begriffspaares, mit dem Begriffe Einsamkeit, dessen Berechtigung und Geltung, richtig verstanden, das Motto dieser Tagung im geistigen Raume anerkennt. Denn auch die Erkenntnis ist ja durch die nationalsozialistische Weltanschauung Allgemeingut geworden, daß auch alles wertbeständige künstlerische Schaffen, daß auch die Dichtung Werk der Gemeinschaft ist, daß sie vom Volke, in jedem und weitestem Sinne, her ihren Auftrag erhält, um ihn ins Volk hinaus zur Wirksamkeit zu bringen. Damit ist der Ge-

meinschaftscharakter der Dichtung, soweit ihr Ursprung und ihr Ziel in Frage stehen, sichergestellt, und gerade E. G. Kolbenheyer hat ja immer wieder auf diesen außerhalb des schöpferischen Ichs liegenden Wurzelboden dichterischer Kräfte, auf den überindividuellen Charakter künstlerischen Schaffens verwiesen.

Nun darf man aber, und das ist zuweilen schon geschehen, Ursprung und Ziel der Dichtung nicht mit den individuellen Bedingungen, nicht mit der Art und Weise ihres Entstehens verwechseln. Man darf mit anderen Worten nicht glauben, eine Dichtung könne nicht aus dem Herzen der Gemeinschaft kommen, wenn sie in der schöpferischen Stille der Einsamkeit entstanden ist, man könne dem schöpferischen Menschen das Recht auf diese Einsamkeit nicht zugestehen, weil das einen Rückfall in den gottlob überwundenen Individualismus bedeute. Eine solche Überlegung sieht an der Tatsache vorbei, daß echte Gemeinschaft ohne ihr Gegenteil gar nicht gedacht und nicht gelebt werden kann, daß jeder dieser beiden Begriffe den andern als seine Voraussetzung fordert. Das ist kein leeres, dialektisches Spiel mit polaren Abstraktionen, sondern diese Polarität, d. h. diese lebendig-fruchtbare Spannung hat ihre Wurzel in der Wirklichkeit und Wesenheit des Lebens selbst, im Verhältnis des einzelnen zu seiner lebendigen Mitwelt. Auch die Gemeinschaft eines Volkes, wie wir sie erleben, ist nicht denkbar ohne Aus- und Durchbildung der Persönlichkeit, nicht denkbar ohne jenen Spannungszustand, wie ihn der Führer mit dem Satze umreißt: „Denn ich bin ihr, und ihr seid ich!“ Ja, echte Gemeinschaft ist, weil sie immer wieder Entscheidung fordert, gar nicht möglich ohne jene tiefinnerliche Auseinandersetzung mit und ohne jene Arbeit an uns selbst, die in unsern stillsten und einsamsten Stunden vor sich geht. „Wir können keinem den inneren Kampf abnehmen“ — so Alfred Rosenberg am Parteitag 1938 — „und wollen es auch nicht. Um diese inneren Auseinandersetzungen wirklich zu ermöglichen, müssen wir aber etwas wieder in unsere Schulung bewußt einführen, was immer die tragende Atmosphäre entscheidender Wendungen und oft der Erfolg großer Erziehungssysteme gewesen ist, die Einsamkeit.“

Dazu kommt, daß künstlerisches Schaffen, daß Dichtung, soviel daran auch bewußtes Formen Anteil hat, im tiefsten und letzten Grunde eben doch Gnade, d. h. ein vom Willen des Dichters

Unabhängiges ist, in Urtiefen seines Wesens, wohin der Scheinwerfer des Bewußtseins nicht reicht, schlummert, wie Goethe es ausgedrückt hat in den Versen:

„All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!“

Ja, wir dürfen förmlich den Spieß umkehren und sagen, daß nur dann wirklich wertbeständige, volkhafte Dichtung entstehen wird und kann, wenn sie in jener schöpferischen Einsamkeit geboren wird, in der das, was unbewußt noch im Dichter nach bewußtem Ausdruck strebt und drängt, nicht vom Lärm des Tages verdeckt und überschichtet wird. Denn dieses noch unbewußte Leben, dieser Keimpunkt einer künstlerischen Schöpfung, muß notwendig im Schwerpunkt seines tiefsten und eigentlichsten Wesens liegen. Hier aber ist der Mensch, der Dichter nicht mehr nur er selbst. Dieser Schwerpunkt ist zugleich der Mittelpunkt eines Kreises, an dessen Rande die Schatten längst entschwundener Erlebnisse nach neuem Leben drängen, den die raunenden Gestalten seiner Eltern und Voreltern, seiner Kinder und Freunde, durch die er mit seinem Volke verbunden ist, umsäumen. Was in ihnen stumm und triebhaft nach Erfüllung drängte, nach Ausdruck suchte, das bringt er so zum Tönen, daß es als Melodie, die alle beglückt, ins Licht unseres Tags steigt.

Denn der schöpferische Mensch ist, wie uns wieder Kolbenheyer wie Carossa sichtbar machten, keine beziehungslos im Raum schwebende, plötzlich auftauchende Zufallserscheinung sondern bedingtes Glied einer weit in die Vergangenheit zurückreichenden Geschlechterkette, „leidvoll erkämpft und jubelnd erliebt“. Die Väter und Mütter, sie haben gekämpft für den schöpferischen Menschen, „der aus ihrem Schoß und Samen kommen mußte ... der in sich die Entwicklungshöhe ihres im Innersten und am bedeutendsten wirkenden Triebes verkörpert“.

Solches Erbe aber bedeutet eine Last, die erlebt, einen Schatz, der gehoben sein will. Und schon das Märchen, das ja nur tiefste Weisheit im Bilde spiegelt, lehrt, daß Schätze nur in Stille und Einsamkeit sich heben lassen. Der Dichter, nicht freilich der Schrift-

steller, der Literat, braucht jene Einsamkeit, um in sich hineinzuhören und die noch stimmlosen Forderungen zu erlauschen, die seine Vor- und Mitwelt an ihn stellt, er braucht die lautren Stunden, die ihn, fern von Lärm und Staub, von Schall und Schein, durch den Puls der Welt in seine Quellen hinein lauschen lassen, bis es aufklingt:

„Horch vor den Mauern in schwellender Ferne
Jauchzt Tochter und Sohn!
Und deine Väter im Chor deiner Sterne,
Sie winken dir schon."

Erst so, ja, nur so sind die Voraussetzungen für das Entstehen volkhafter Dichtung gegeben, denn nicht der Stoff macht eine Dichtung volkhaft, obwohl auch der Stoff nicht gleichgültig ist, sondern die Menge und Dichte jener durch den Dichter als einzelnen hindurchgreifenden und hindurchwachsenden überindividuellen Bezüge, die in ihr zur Gestaltung kommen. Aus solcher schöpferischen Stille und Einsamkeit steigt dann jene „Selige Gewißheit" auf, von der Carossa kündet:

„Ja, du bist Welle vom frühesten Licht,
Hast ein Erdenkleid genommen,
Bist in eine Welt gekommen.
Glaub an die Heimat. Betrübe dich nicht!"

wie denn überhaupt sein Werk, ohne daß es vom Volk zu reden braucht, an jeder Stelle von uns als volkhaft empfunden wird.

Diese Einsamkeit und schöpferische Stille, die alles andere ist als individualistische Vereinzelung, braucht aber der Dichter nicht nur, um den Auftrag, der ihm vom Über-Ich, vom Wir her kommt, nicht zu versäumen, nicht zu überhören, er braucht sie auch, um die in ihm neu geborene Welt nach außen sichtbar zu machen, dem neuen Leben Gestalt und Form zu geben. Denn es ist ja nicht so, daß diese Form dem Dichter als ein Geschenk des Himmels in den Schoß fällt, wie wir aus Hunderten von Zeugnissen wissen, man denke nur an jenes erschütternde Bekenntnis Kleists, daß er ein Halbtausend Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, vergeblich um die Form seines „Guiskard" gerungen

habe. Nach der Empfängnis beginnt die harte Mühe, von der gerade die Meister zu erzählen wissen, der Kampf um die letzte, weil artbedingte Form, die allein den Inhalt der Dichtung zur völligen Wirksamkeit zu bringen vermag.

Es gibt ein schönes und tiefes Wort von Rilke, das die überindividuelle Gebundenheit auch der Formwerdung einer Dichtung beleuchtet. Denn, um Verse zu machen, genüge es nicht, meint er, Gefühle, Erfahrungen und Erinnerungen zu haben. „Erst wenn sie Blut werden, in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht." Denn erst diese namenlosen, Blut, Blick und Gebärde gewordenen Verse geben das, was am Dichter nicht zufälliges individuelles Dasein, sondern was Wesen an ihm ist, artgebundenes Wesen, das auch das unsrige ist.

Der Dichter braucht den Abstand vom Erlebnis, um es zu formen, um in sich die Stimme zu finden, die allen Schwingungen seiner Seele Antwort gibt.

Der Kriegsroman, den wir als gültige Formung unseres Fronterlebnisses ansehen, ist im weiten Abstand von diesem Erlebnis geschaffen worden, und wir haben es erlebt, daß allzu fingerfertige Bereitschaft, dem Großen, das wir ergriffen erleben, Stimme und Laut zu geben, nur zu oft mit allzukleinen Mitteln zu genügen suchte, was ganz gewiß nicht sagen will, der Dichter solle das Erlebnis des Tages umgehen. Seine Formung ist freilich die schwierigste Aufgabe, die der Dichter sich stellen kann und die nur dem Meister gelingen wird.

In Wirklichkeit ist demnach diese schöpferische Stille gar nicht Einsamkeit, sondern ein viel lebhafteres und innigeres Zwiegespräch mit der Welt um und vor uns, als wir andere es zu führen vermöchten, ein viel blutnäheres Verbundensein mit allem, was unser eigentliches Leben ausmacht, als wir es je besitzen. Diese schöpferische Einsamkeit ist daher alles andere als genüßliche Ruhe, vielmehr ein Zustand höchster Aktivität und Spannung, in dem der Dichter der Schnittpunkt ist der individuellen und der überindividuellen Welt, der Mund einer Gemeinschaft, für die er das erlösende Wort sucht und spricht, und der mit Carossa von sich sagen kann:

„Nicht in ödesten Gründen
Bist du allein.
Schau nur ins Graue hinein.
Bald wird sich ein Blick an dem deinen entzünden."

Dieser schöpferischen Spannung, wofür das Wort Einsamkeit nur eine beiläufige Bezeichnung ist, verdanken wir auch das Werk der beiden Dichter, die heute zu uns sprechen: das Carossas, der vom dichterischen Ich aus die so vielfache Verflochtenheit des einzelnen mit dem Leben des Kosmos, das ewige Leben mit seinem „Stirb und werde!" sichtbar macht, unser Dasein als „Widerhall ewigen Halls" vernimmt, und das denkerische und dichterische Werk Kolbenheyers, der sein revolutionäres Denken und Erkennen in objektive Schau umsetzt und das innerdeutsche Werden von der Mystik her bis in die Gegenwart in unerhörter Leuchtkraft Gestalt gewinnen läßt. Wurzel dieses Werkes ist die Lebensgewißheit des Grenzland-, des Sudetendeutschen, aus der heraus schon 1919 unmittelbar nach Bekanntwerden des Versailler Friedensdiktates die kleine, aber gehaltreiche Schrift entstanden ist: „Wem bleibt der Sieg?", eine Lebensgewißheit, die, wie damals, 1919, geschrieben steht, „in ihrer Eigenart kein Volk der Erde uns nachzufühlen vermag, die aber jedes Volk ahnt und scheut. Gewißheit, die sich nicht ersticken, nicht veräußern, nicht umbilden läßt, denn sie beruht auf den ureigensten, den biologischen Grundlagen unserer Art"; eine Lebensgewißheit, die damals schon in eine Ahnung der Zukunft ausklang, die nun schneller, als Kolbenheyer wohl damals selber hoffte, dank dem Genie Adolf Hitlers wirkliche Gegenwart geworden ist.

Und jener schöpferischen und spannungsträchtigen Einsamkeit verdankt das deutsche Volk die unabsehbare Reihe großer Meisterwerke, die sein, d. h. unser deutsches Dasein und Wesen bezeugen, eine Reihe, in der jedes Glied seine individuelle Prägung hat und dennoch eben Glied der Reihe bleibt, Weiser eines überindividuell bedingten, rassischen Seins. In einem wunderschönen Gedicht hat der Ostmärker Josef Weinheber im Selbstbildnis Albrecht Dürers das Hindurchschimmern dieser arthaften Züge der Deutschheit durch ein so persönliches Kunstwerk, wie ein Selbstporträt es ist, sichtbar gemacht und seine Deutung des bekannten Bildes mit Versen abgerundet, die für jedes deutsche

Kunstwerk und die in ihm zur Gestaltung und Erlösung kommende Spannung zwischen Persönlichem und Arthaftem, zwischen Einsamkeit und Gemeinsamkeit Geltung haben.

Denn so spricht da Albrecht Dürer aus diesem Werke einsamster Selbstbetrachtung, aus seinem Selbstbildnis zu uns:

„Als meines Volkes gültige Gestalt,
für alle da, so hab ich mich gemalt.
Euch völlig zugewandt ist mein Gesicht.
Wend't ihr euch ab von ihm, so seid ihr nicht."

Von der Beschaulichkeit des schöpferischen Schaffens

von

Hans Carossa

Einsamkeit und Gemeinschaft! Es hat ganz große Epochen der Kunst und der Dichtung gegeben, wo sich die Einsamkeit des Schaffenden im Wirken für die Gemeinschaft scheinbar völlig auflöste, so daß den Zeitgenossen ein Gegensatz zwischen dem einen und dem anderen kaum bemerkbar wurde. Dies waren besonders jene Zeiten, wo alle Angehörigen eines Volkes dem gleichen Glauben anhingen und ein einheitliches Weltbild in der Seele trugen. Ein Michelangelo schuf seine Werke gleichsam unter den Augen und unter der Anteilnahme von ganz Italien, und zwar in höchst unruhigen Jahrzehnten. Kriege tobten, Verschwörungen gingen um, Savonarola stieg und stürzte; der Meister aber arbeitete an seinen Gemälden, seinen Marmorfiguren, seinen Gebäuden und blieb dabei Bürger unter Bürgern; ja, als Florenz vom französischen König belagert wurde, leitete er die Verteidigung der Stadt.

Ein Dante nahm an den politischen Kämpfen seiner Vaterstadt so leidenschaftlich teil, daß er schließlich, nach dem Siege seiner Gegner auswandern mußte, zum Glück nur aus dem florentinischen Gebiete; so ging ihm doch der Zusammenhang mit seinem größeren Vaterlande nicht verloren, aus dessen Mutterboden er Kräfte für seine unvergängliche Tat gewann, die „Divina Commedia". Ja, auch er lebte mit dem Geiste und mit dem Herzen innerhalb der Gemeinschaft. Sein großes Gedicht ist voll von Auseinandersetzungen mit seiner Zeit und seinem Volke; er konnte einzelne Personen, einzelne Richtungen unversöhnlich hassen; aber durch diesen Haß bewies er ja schon, wie sehr er sich dem Ganzen an- und eingehörig fühlte.

Shakespeare führte seine Dramen auf einem Theater auf, zu dem jeder Bürger von London Zutritt hatte; er war Dramendichter und Dramaturg zugleich, und die Spiele, die er auf die Bühne brachte, mußten der Gemeinschaft entgegenkommen, durften nicht abseitig sein.

Von allen diesen Genien der Vergangenheit, und es ließen sich noch manche längst mythisch gewordene Namen anführen, wäre es schwerlich einem in den Sinn gekommen, sich selbst als einen außerhalb der Gesamtheit stehenden Einsamen zu bezeichnen. Und doch! Wenn wir gewisse Stellen im „Hamlet" oder im „König Lear" oder im „Sturm" vernehmen, wenn wir die Sonette des Michelangelo lesen oder in der Mediceerkapelle vor den Gestalten der „Nacht" und der „Morgendämmerung" stehen, wenn wir tiefer in Dantes Terzinen hineinhorchen, wenn wir uns in Bilder Matthias Grünewalds versenken, so schaut uns, auch ohne daß wir von den menschlichen Zuständen der Urheber Näheres wissen, aus dem innersten Grund ihrer Werke heraus, eine ergreifende Einsamkeit an, und wir glauben zu erkennen, daß gerade das aus der Einsamkeit Kommende an diesen Schöpfungen es ist, was uns heute noch so nahe geht. Wir spüren ein Seelenhaftes, Unwägbares, das gleich einem starken edlen Gewürz das Ganze durchhaucht und es unverweslich macht.

In jedem großen Künstler oder Dichter scheint nämlich etwas zu leben von jenem elbenhaften Wesen, das unter dem Namen Ariel durch Shakespeares letztes Schauspiel geistert und im Dienste des Herzogs und Zauberers Prospero schwierige Dienste verrichten muß, ja, durch seine magischen Bemühungen das ganze Spiel im Gang hält. Er gehorcht seinem Herrn und dient in ihm einer menschlichen Gemeinschaft; denn alle diese wunderbaren Szenen laufen ja darauf hinaus, daß ein altes Unrecht gutgemacht werde und das Herzogtum Mailand wieder seine rechtmäßige Herrschaft empfange. Er führt Prosperos Befehle aus, dieser Ariel; dabei sehnt er sich aber unablässig, zurückzukehren in die Elemente, die er als seine wahre Heimat empfindet. Manchmal ermüdet er und begehrt auf gegen seinen Gebieter, dessen Zaubermacht ihn jedoch immer wieder bändigt; ja, dieser droht, ihm seine Dienstzeit zu verlängern, falls er im Fleiß nachlasse, und wenn sich dann der Geist wieder fügt, so wird ihm als höchster Lohn für die letzten entscheidenden Leistungen in Aus-

sicht gestellt, er dürfe verschwinden in die Elemente. Nun, diese Sehnsucht, diese Lockung, in der unendlichen Freiheit der Gestirne, der Meere, der Wälder und der Quellen zu wohnen, ist keinem Künstler, insbesondere keinem Dichter oder Musiker fremd; ja, seine Liebe zur Einsamkeit ist oft nur eine Form dieses Triebs. „Niemand, der andere unterweisen soll, kann anders leben als in der Einsamkeit", sagt Lagarde. Was aber nun die Dichter angeht, um einmal nur von diesen zu sprechen, so gibt es ja keinen unter ihnen, der reiner Geist, reiner Ariel wäre; vielmehr je größer und energiegeladener eine Begabung ist, auf je kräftigerem Naturgrunde sie ruht, um so besser wird sie wissen, daß das pflichtlose Schweben und Spielen im Elementaren sie noch lange nicht zu gediegenen menschlichen Leistungen befähigt, sondern sie eher in die Gefahr bringt, ins Vage, Formlose zu zerfließen. Der echte Dichtergeist weiß es von Anfang an, daß er der Liebe bedarf, der tätigen Liebe zu den Mitgeborenen, und daß er sich tief in die Gemeinschaft seines Volkes verweben muß, damit seine Gestaltungen körperhaft, seine Worte überzeugend werden; ja, am liebsten würde er selbst Gemeinschaft bilden. „Nur jene Kunstwerke haben Anspruch auf Dauer, in denen die Nation sich wiederfindet", heißt es knapp und schlicht bei unserem alten Wilhelm Raabe; aus einer anderen Himmelsrichtung her aber klingt Goethes herrlich ergänzendes Wort: „Wir Dichter sind viel mehr Tatsachenmenschen, als die Nichtdichter sich vorstellen können." Dieser Ausspruch läßt uns vor allem ahnen, wie innig eins ins andere greift; denn der Dichter, dem die Elementargeister den Blick schärfen, so daß das Geschaute sich zu Visionen vertieft, er wird auch innerhalb der Volksgemeinschaft Personen und Vorgänge in einer Bedeutung sehen, die dem nur nüchternen Beobachter verborgen bleibt. Shakespeare hat mit Eifer Chroniken studiert; aber hätte je der Chronist, der etwa die Geschichte Richards des Zweiten oder Heinrichs des Vierten überlieferte, das Wesenhafte dieser Könige und ihrer Schicksale so zur Erscheinung bringen können, wie es der große Tragiker vermochte?

Immer wird der dem Schrifttum Dienende erst dann mit reiner Genugtuung auf sein Geleistetes blicken, wenn er sich sagen darf, er habe für viele gesprochen, und heimlich nährt auch der stolzeste, der unabhängigste Dichtergeist den glühenden Wunsch, es möge sich das Volk, dem er sein Dasein verdankt, in ihm erkennen. Alle träumen wir davon, es könnte ein von uns geprägter Satz, ein Spruch, ein Lied einmal so in unsere Sprache übergehen, daß Tausende von Seelen, und wär's nur für eines Augenblicks Dauer, davon tönen würden wie eine Glocke ohne Sprung. Wenigen, den wenigsten wird solch ein Lohn zuteil, und oftmals war es dieser Wenigen Geschick, daß ihre Gemeinschaft sich verspätete, daß sie ihnen erst zuwuchs, wenn sie als Personen nicht mehr bestanden, wenn sie wirklich und für immer in die Elemente zurückgekehrt waren. Im innersten Herzen freilich fühlt jeder wahre Dichter und Künder eine Versicherung, daß ihm seine Stunde kommen werde, wenn das Volk Volk bleibt, wenn es nicht Masse wird. Wann aber würde es Masse? Wenn es den Glauben an seine hohe Berufung, wenn es den Willen zur Zucht verlöre, wenn ihm die Erinnerung an Taten, Leiden und Lieder der Ahnen abhanden käme, wenn ihm seine heiligen Bücher nichts mehr zu sagen hätten. Dies weiß niemand besser als der Dichter, und mit zunehmender Reife wird er immer lieber die Vorzeit zu ergründen suchen; durch sie kann er am ehesten erfahren, wohin die Gegenwart zielt und was er selbst ihr schuldet. „Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsere Altvordern nicht aus den Augen verlieren", — es ist wieder einmal Goethe, der dies ausspricht, jener Goethe, der nun schon seit fast zweihundert Jahren den Weg der Deutschen begleitet und beleuchtet. Kein anderes Volk der neueren Zeit hat einen so mächtigen, so weisen und so tröstlichen Bildner, Ergründer und Seher aus sich herausgeboren wie ihn; sein Stern wird noch lange, im Wechselglanz mit verwandten Gestirnen, das Abendland erhellen. Auch er hat in stürmischer Zeit sein Wesen verwirklicht und aus den Einstürzen seiner Tage nicht nur das Beste gerettet sondern ganz neue Gestaltungen über den Trümmern aufgebaut. Er bannte die Dämonen in den Zauberkreis des Wahren und des Schönen, und sogar eine Erscheinung wie Napoleon mußte ihm zu noch tieferer Besinnung und zur Vervollkommnung seines Werkes dienen. Diese Überlegenheit des Herzens, dieses ganz unbefangene Bewußtsein echter Gotteskindschaft, dieses fröhliche Sich-nicht-gruseln-machen-lassen, dieses alles scheint mir zur Grundhaltung unserer Besten und Größten zu gehören, gleich würdig des Staatsmannes wie des Soldaten, aber auch des Forschers und des stillen Künstlers, der, nach

Georges Wort, „sein Bestes tut, versonnen wartend, bis der Himmel helfe". Es ist ein Heldisches, an dem jeder teilhaben kann, und bei Goethe strahlt es oft noch aus den schlichtesten, verhaltensten Äußerungen hervor. So dürfen auch wir Heutigen es nicht bedauern, daß wir in eine harte, gewaltig bewegte, schnell sich verwandelnde Welt hineingewachsen sind; es wird wohl auf uns selber ankommen, ob sie das Unwandelbare in uns kräftigen kann oder nicht. Fühlen wir uns doch täglich vor die Aufgabe gestellt, den Ausgleich zu finden zwischen dem Recht auf die Stille, auf das „Fürsichsein", auf das traumhafte Wohnen im Elementaren, ohne welches die tieferen Keime unserer menschlichen Natur verkümmern würden, und dem ehernen Rechte der Gesamtheit, die ihre Forderungen an uns erheben muß. Aber sorgen wir uns nicht! In Erdbebengebieten reift mancher gute Wein, und die Unruhe des Meeres vermag das runde stille Wachstum der Perle nicht zu behindern. Unterirdisch, nicht vielen erkennbar, muß ein Bezug wirken zwischen den erschütternden geschichtlichen Taten einer Epoche und den Hellgesichten der Phantasie, die gleichzeitig in einsamen Seelen aufsteigen. Ein Künstler, ein Dichter, ein Schriftsteller, der treu seinen innersten Auftrag erfüllt, wird immer, und manchmal ohne es zu wissen, mit dem Willen des Volksgeistes im Einklang stehen. Wie der einzelne Schaffende die Verbindung mit der Gemeinschaft vollzieht, wie er sich in ihr bewahrt und bewährt, das bleibt sein Geheimnis; darüber geziemt ihm zu schweigen. Im Allerletzten, Entscheidenden kann ihm ja doch kein anderer helfen; jeder muß die Bedingungen suchen, unter denen er auf eigenste Weise ins Ganze zu wirken vermag, und dabei auf die Gnade vertrauen, die aus dem Unsichtbaren kommt. Es kann sich für den schöpferischen Menschen ja auch die Notwendigkeit ergeben, daß er persönlich die Gemeinschaft meiden muß, um ihr besser dienen zu können. Beethoven lebte mitten im rauschenden kaiserlichen Wien einsam, ungesellig, zeitenweise fast unnahbar, und verpflichtete sich trotz dieser Absonderung für immer das ganze Volk und die ganze Welt.

Stärken wir in uns immer wieder den Glauben, daß eine Zeit, welche Ungemeines von uns fordert, uns auch ungemeine Hilfskräfte zulenken wird! In jedem Fall erhält sie uns wachsam und lehrt uns den Verzicht auf kleine Leidenschaften und kleinliche

Bestrebungen. Wir sehen vieles untergehen; das stimmt uns ernst, und für immer widersagen wir allem Eitlen, allem Vordergründigen, allem Vorliebnehmen mit Halbheiten. Wollen wir aber in der Vergangenheit Rat suchen, so kehren wir nur noch in jenen besinnlichen Epochen ein, wo das Leben einfach, herb, gläubig, gefahrenreich und das Wort noch gültiges Zeugnis war.

Es weist vieles darauf hin, daß wahre Gemeinschaft wieder sprößt und wächst. Ungeheure gemeinsame Erlebnisse haben die Menschen tief aufgewühlt und einander angenähert; der Dichter *kann* heute nur noch von Taten und Leiden sprechen, die jeden angehen; daher wird auch seine Sprache verstanden, und was er an erquickenden, befeuernden und erneuernden Worten findet, das hat er für Tausende gefunden. Noch vor zwanzig Jahren konnte es vorkommen, daß ein Dichter von Rang, der zu einer öffentlichen Vorlesung ans Pult ging, zwei, drei Sesselreihen besetzt fand, und der übrige Saal war leer. Heute finden sich zur ernstesten Lesestunde empfängliche Menschen, junge und alte, aus allen Berufen zusammen, und zwar in einer Zahl, die man sonst nur von Musikabenden her kannte.

Der Lebensraum der deutschen Volksgemeinschaft hat in diesem Jahre durch die Taten des Führers eine gewaltige Erweiterung erfahren; dafür dankt ihm die ganze Nation. Daß nun durch die Atmosphäre des ungeheuren Raums auch die Goldklänge des Ewigen wehen, daß die Geister der Ahnen uns freundlich begleiten und uns heilige Träume senden, die dann beglückend klar und ermutigend ins Leben hinaustreten, dazu bedarf es der treuen stillen Mitwirkung jener einsamen Bildner und Bekenner, die wie Boten unermüdlich zwischen Vergangenheit und Gegenwart hin- und hergehen.

Ichbewußtsein und Gemeinschaftserleben in ihren biologischen Bedingungen

von

Erwin Guido Kolbenheyer

Die Grundfrage dieser Tagung: Einsamkeit — Gemeinsamkeit — gehört zu den lebendigsten Fragen der Kulturwelt. Sie erhebt sich heute brennender als je; nicht nur den Einzelnen bewegt sie, auch nicht nur Völker, sie ist ein Rassenproblem geworden. Umfang und Dringlichkeit sind deutliche Zeichen dafür, daß die Frage nicht der Blässe einer rein philosophischen Auseinandersetzung anheimgestellt bleiben kann. Hier handelt es sich um biologische Grundbewegnisse des Menschenlebens, die in der Erkenntnis von Wachstums- und Entwicklungserscheinungen des Lebendigen ihre Aufklärung suchen müssen. Darum ist es auch günstig, ihre Erörterung gleich auf den richtigen Nenner zu bringen: es handelt sich um die Frage der biologischen Individuation und des überindividuellen Lebenszusammenhanges. So sei der Ort festgestellt, der jenes große, menschheitumfassende Spannungsverhältnis beherrscht, das bei der Um- und Neugestaltung des Kulturlebens den innersten Beweggrund bildet: der Einzelne und die Gemeinschaft. Oder auf die Erlebnisform bezogen: das Icherlebnis und das Gemeinschaftsleben.

Wir erblicken das ganze Bereich des Lebendigen in Einzelwesen aufgelöst, aber wir wissen auch: das Einzelwesen besteht nicht schlechthin, ist kein Lebenskörper an und für sich, unvergleichbar und beziehungslos, es ist nicht diese einmalige, in sich geschlossene Welt, die der Individualismus in seiner äußersten philosophischen Folgerung noch vor wenigen Jahren annehmen zu müssen glaubte. Mag das Einzelwesen durch die oder jene angefallene Eigentümlichkeit selbst von den nächstverwandten unter-

scheidbar sein, es lebt in all der milliardenfachen Aufteilung keines, das in Substanz und Bau einzig bestünde, grundwesentlich verschieden von allen andern. Von dem nächsten Abstammungsverhältnis an in immer weiteren und immer ursprünglicheren Beziehungskreisen lebt im ganzen Bereiche des Lebendigen nur Geartetes, das sich von dem Unbelebten, dem rein Physikalischen, gerade dadurch am entscheidendsten trennt, daß seine Artung sich über denselben Urfunktionen des plasmatischen Lebens entwickelt hat. Die Artung selbst als ein Anpassungsergebnis des Daseinskampfes kann bis zu den Formen eines todfeindlichen Wettbewerbes um den Lebensboden von anderer Artung verschieden sein, sie bleibt aber in dem Ringen um die Selbstbehauptung darauf angewiesen, Charakter und Eigenschaft des Lebendigen in den Grundzügen zu behaupten.

Haben wir erst diesen Blick gewonnen, der Tier- und Pflanzenreich stammesgeschichtlich umfaßt, so stellt sich uns die Aufteilung des Lebens in Einzelwesen anders dar. Wir verlassen die Wirrnis der unmittelbaren Beobachtung einer fast grenzenlosen Vielfältigkeit. Das Individualproblem verliert den ihm so lange und so entscheidend von der Philosophie zugemessenen Wert, der es als die letzte, äußerste Daseinsfrage geltend machte. Wir gelangen zu einer anderen Fragestellung, die den extremen Individualismus erschüttert. Sie lautet: weshalb hat es in der Natur zur Aufspaltung des Lebens in eine unvorstellbar große Menge von Individuen verschiedenster Gestalt und Lebensweise kommen müssen?

Von den Anfängen des metaphysischen Denkens bis in die Gegenwart hat sich der Geist mit dem Individualproblem beschäftigt, aber er hat es gleichsam bei dem Bewußtwerden des Problems bewenden lassen. So war wohl eine verwirrende Tatsache der Beobachtung nicht mehr nur gewohnheitsgemäß hingenommen, man hatte sie als Problem entdeckt, aber da man nicht gelernt hatte, biologisch zu denken, hat man die Entdeckung selbst als seine Lösung hingenommen. Das Problem wurde gleichsam ins Jenseits versetzt, man erhob es zum Seinsprinzip und nannte es auch Principium individuationis. Schließlich war man dabei zufrieden, wenn nur immer verwickeltere und spitzfindigere Definitionen für dieses Prinzip gefunden werden konnten. Der letzte bedeutende Philosoph des Idealismus, Scho-

penhauer, hat es nicht anders gehalten. Wir aber, die wir biologisch denken, begnügen uns nicht mehr bei einer Feststellung der Tatsache der Vereinzelung des Lebendigen. Wir fragen, weshalb es in der Natur zur Individuation hat kommen müssen.

Die Antwort lautet vielleicht etwas nüchtern und unerwartet: weil das Lebendige gezwungen war, Teile der belebten und unbelebten Umwelt in sich aufzunehmen, innerlich zu verarbeiten und dem eigenen Körper einzuverleiben, um Lebenskraft zu erneuern und um zu wachsen. Denn das ist die wesentlichste Eigenschaft des Lebendigen, daß es sich durch eine eingestaltende Arbeitsleistung erhält, indem es wächst.

Und der Aufbrauch, die fortwährende Einverleibung der Umwelt zur Erneuerung und zum Wachstum der lebendigen Substanz bleibt naturgemäß von der Umwelt abhängig. Das Lebendige war nicht nur genötigt, sich den wechselnden Verhältnissen der Umwelt anzupassen, sondern es mußte auch die Fähigkeit entwickeln, auf verschiedene Art zu leben, um den Lebensboden so breit als möglich nach allen Alimentationsgebieten hin auszunützen. Dabei — und das ist eine bedeutsame Einschränkung, die zu fortgesetzter Individuation führt — kann das nur gemäß den ausgeformten und nicht rückwandelbaren Erbanlagen geschehen, die das Lebendige mit sich führt.

Unter solchen Naturbedingungen ist es selbstverständlich, daß das Lebendige nicht als unveränderlich einheitliche und ewig gleichbleibende Masse durchgesetzt und behauptet werden konnte. Es hat sich in die beiden großen Lebensbereiche aufgespaltet und innerhalb der Lebensbereiche in ungezählte Anpassungsformen, die aber, wie wir es heute als gesicherten wissenschaftlichen Besitz annehmen können, zueinander Urbeziehungen durch die Kette weiträumiger Stammesfolgen in sich tragen. Damit ist gesagt: wir befinden uns, wenn wir natürlich bei natürlichen Dingen denken wollen, nicht mehr einem metaphysischen Prinzip der Individuation gegenüber wie die idealistischen Philosophen sondern einer lebendigen Entwicklung, die wir beobachten können.

Ohne auf Teilfragen einzugehen, können wir zusammenfassend sagen: das Lebendige ist in erbgebundene Individuen aufgesplittert, weil alle die zahllosen Arten des Lebens der Vergangenheit und der Gegenwart nur im Mittel dieser verschwenderischen Vielzahl von Individuen auf dem Wege einer ständigen

Anpassung an die veränderliche und erschöpfbare Umwelt sich zu erneuern, zu behaupten und bestandfähig zu erhalten vermochten.

Sonach erblickt der biologische Naturalismus in der Individualform des Lebens nicht ein ideales Endziel, das gleichsam von einer Vorsehung angelegt wurde und allmählich zu einer Hochgestalt gefunden hat, sondern er erblickt in der lebenstauglichen Individualform die notgedrungene und unter verschwenderischen Opfern erreichte Anpassungsform, die den Bestand und das Wachstum der Art unter den jeweiligen Lebensverhältnissen allein zu sichern befähigt ist. Der biologische Naturalismus stellt also das Individuum unter eine kämpferische Funktion, unter die des Lebenseinsatzes für den Bestand seiner Art; ihm ist das Individuum nicht Selbstzweck mehr, es ist ihm Mittel, das seine Existenzberechtigung nur als Funktionsexponent der Art besitzt.

So war zunächst eine neufassende Fragestellung notwendig, um den übersteigerten Individualismus der vorrevolutionären Zeit zu treffen. Die Beantwortung der Frage hat sich aus der neuen Fragestellung selbst ergeben, wie es ja überhaupt notwendig ist, daß gefragt und daß richtig gefragt wird, um in einem Entwicklungssturm der Menschheit, wie wir ihn erleben, rechtweisend weiterzufinden.

In das bisher Gesagte ist aber keineswegs schon das Problem jener Spannung einbezogen, die zwischen dem Icherlebnis des einzelnen und seinem Gemeinschaftserleben besteht. Nur die biologische Grundlage wurde erörtert, auf der das Spannungserlebnis entstehen konnte und mußte. Und es ist notwendig zu betonen, daß es entstanden ist und nicht als Urerlebnis der belebten Natur, auch nicht der menschlichen Natur, aufgefaßt werden darf.

Dafür ein Beispiel, das nicht zu entlegen scheinen wolle.

Noch heute lassen sich bei urständig gebliebenen Menschenrassen Entwicklungslagen aufweisen — ich möchte an die Uraustralier erinnern — bei denen ebensowenig beobachtet werden kann, daß sie einen Begriff vom Tode haben, als man vermuten könnte, daß sie ihr Ich bewußt erleben. Es ist für uns kaum möglich, eine bestimmte Vorstellung davon zu gewinnen, wie derartig urständig gebliebene Wesen sich selbst im Verhältnisse zu

ihren Hordengenossen auffassen. Wir können ja auch nicht annehmen, sie hätten eine Vorstellung davon, daß ihre Horde eine Gemeinschaftsform des Lebens ist. Sie wissen nicht, daß die Begattung zur Zeugung führt, es ist ihnen unbegreiflich, was Kind, was Elter ist, sie ahnen nicht, daß es ein Sterben gibt und beobachten nur eine Wandlung, der Verstorbene lebt, solang sie sich seiner erinnern. Sie vermögen Belebtes und Unbelebtes nicht zu scheiden.

Nur ein Gemeininstinkt scheint aus dem Schutzbedürfnis hervorgegangen, unter dem die Horde entstanden ist. Er läßt sich vielleicht so ausdrücken: alles allen, bist du aber stärker, dann hast du mehr davon. Und auch dieser Instinkt, so urständig er scheint, hat sein Ethos gefunden. Absonderungsversuche, die uns wie der Beginn einer Individualreaktion vorkommen, werden auf das grausamste geahndet. Der Australienforscher Klaatsch berichtet darüber ein erschütterndes Beispiel.

Wo ist nun der Quellgrund des Icherlebnisses zu suchen? Die Antwort lautet: in der ersten wirksamen Erlebnisform des Gemeinschaftslebens.

Die überindividuellen Gemeinschaftsformen der Sippe und Familie, mit ihnen die Erkenntnis der Vaterschaft im Zeugungsakte, zugleich auch die Erkenntnis des individuellen Todes, sowie die der Notwendigkeit eines persönlichen Einsatzes für Sippe und Familie haben sich entwickeln müssen, um in der Menschheit zugleich auch das Icherlebnis entstehen zu lassen. Die Gehirnentwicklung eines gewaltigen Zeitraumes über tausende Geschlechter hin muß für die Ausbildung dieser Lebens- und Erlebensform der Menschheit angenommen werden.

Daß dem so sei, dafür gibt Zeugnis die menschliche Psychogenese. Darunter verstehe ich die stufenweise Bewußtseinsentfaltung jedes einzelnen Menschen in ihrem erbbedingten Ablauf. Während dieses Ablaufes wiederholen sich in den kurzen Entwicklungsabschnitten des Einzelwesens die weiträumigen Entwicklungsalter des Bewußtseinslebens unserer Vorfahren in typischer Folge.

Die Psychogenese zeigt eine ähnliche Entfaltung wie die Körperentwicklung vom befruchteten Ei bis zum vollreifen Menschen. Auch diese Entwicklungsfolge, die in der Wissenschaft

Ontogenese heißt, gibt, zum Entwicklungstyp gekürzt, in den einzelnen Lebensabschnitten die großen Anpassungsperioden wieder, die viele Jahrmillionen unsere tierischen und menschlichen Vorfahren durchlaufen mußten.

In der Psychogenese bedeutet der Entwicklungsraum, in welchem das Kind zu seinen Eltern von sich selber in der dritten Person zu reden beginnt, bis es an die Bewußtseinsschwelle gelangt, wo es von sich mit Entschiedenheit in der ersten Person spricht, die abgekürzte Wiederholung jener ungeheueren Entwicklungsspanne, die eine Urwelt der Vorfahrengenerationen durchlaufen mußte, um bis zum Erlebnis des Ich zu gelangen.

Aber wir dürfen nicht meinen, das Icherleben jener Vorzeit sei sogleich mit der Eindeutigkeit und der Bedingtheit erreicht gewesen, wie das Ich von klaren Geistern einer Kulturrasse heute erlebt wird. Das Icherlebnis ist bis in unsere Zeit hinein stetigen Veränderungen unterworfen geblieben. In der jüngsten Vergangenheit war eine geradezu leidenschaftliche Entwicklung des Individualismus zu beobachten. Nicht zuletzt war diese Begierde nach der stärksten Erlebnisform des Ich, nach dem Persönlichkeitserleben, das Goethe noch als das höchste Glück der Erdenkinder bezeichnet hat, der Grund für eine volksgefährdende Übersteigerung.

Blicken wir reiferen Alters in die eigene Psychogenese zurück, so können wir an uns selbst das Erlebnis des Ich in den verschiedenen Entwicklungszuständen von der naiven Brutalität des ersten Triebes bis zu der pflichtbewußten und wertschaffenden Eingeordnetheit in deutlichen Stufen einer allmählichen Klärung feststellen. Daß wir dabei in psychogenetischer Abkürzung riesige Zeiträume der Gehirnentwicklung unserer Ahnen überblicken, dürfte nach dem bisher Gesagten verständlich geworden sein.

Aber wir wollen auch hier nicht bei der Beobachtung stehen bleiben, denn das Spannungsverhältnis zwischen dem einzelnen und der Allgemeinheit ist heute vordringlicher geworden als in früheren Zeiten. Was ist der Grund hiefür?

Wir greifen mit dieser Frage tiefer in das Leben und können nur biologische Ursachen als entscheidend ansehen, aus denen das Ichbewußtsein selbst hervorgegangen ist. Der Entstehungsraum des Icherlebens wurde bezeichnet: Sippe, Familie, Ein-

satz für beide. Warum aber entstand in dieser inniger und fester gefügten Gemeinschaft gerade das fast ausschließende Erlebnis des Ich?

Die natürliche Antwort lautet: weil das Gemeinschaftsleben der Sippe und Familie wirkungsmächtiger ist als das der Horde, mußte sich im einzelnen Menschen ein Ordnungshalt ausbilden, der ihm diesen zwingenden Wirkungsgemeinschaften gegenüber die erhöhte Sicherheit des Handelns gab. Der einzelne trieb nicht mehr in einer Horde mit. Ein überindividueller Lebenskörper wirkte ihm entgegen, der nicht nur Schutz bot, sondern auch auf seine, des einzelnen, selbstentschlossene Handlungsfähigkeit angewiesen war, um fortbestehen zu können. Eine Gemeinschaft eigenbewußter Lebensgenossen war in das Dasein des einzelnen eingedrungen und forderte Verantwortung und helferische Einordnung, eine Gemeinschaft zugleich, von der die Existenz des einzelnen abhing.

Dem Anspruche der Sippe und Familie gegenüber mußte das Individuum den Gefühlsrückhalt finden, um sich bis zu dem Grade zu behaupten, in dem es funktionsfähig, d. h. gültig blieb, denn es ist der harte Trieb allen Lebens auch das zu überwältigen, was ihm dienen muß.

Das Ich also war der Gefühlsrückhalt und -weiser, der dem einzelnen Maß und Grenze zu Bewußtsein brachte, wie weit er in seinem Selbsteinsatze zu gehen habe, um Sippe und Familie, seinen Lebensboden, zu erhalten, ohne sich selbst aufzugeben. Ein Ordnungserlebnis war und ist das Ich, und es hat auch heute noch den Gefühlscharakter gewahrt. Liebe, Treue, Gewissensregung und deren negative Gegengefühle sind einige der wesentlichen Charakterzüge dieses Ordnungserlebnisses geblieben.

Mit der Erkenntnis des hier aufgewiesenen Kräftespieles, in dem zugleich die stetige Steigerung des Menschentums und dessen Weltherrentum seine tiefste Wurzel hat, sind wir auch auf die biologische Ursache jener Spannung vorgestoßen, die das Hauptthema dieser Tagung bildet: die Spannung Einsamkeit — Gemeinsamkeit.

In verhältnismäßig jüngster Zeit der Menschheitsentwicklung, also im Ablaufe der letzten Jahrtausende, haben sich unter den Vorläufern der heutigen Kulturvölker im Kampfe der Anpassung an die wechselnden Lebensverhältnisse und unter allmählicher Einpassung der Naturverhältnisse an die menschlichen Bedürfnisse stetig wachsende Gemeinschaftskörper gebildet. Über die Sippen- und Familienverbände haben sich die Stämme und weiterhin die Völker zu Lebenseinheiten entwickelt, deren inneres Gefüge so weit verästelt und verstrickt ist, daß die Individualfunktion schon nur mehr als Teilleistung eines Systems von ober- und untergeordneten Funktionsgruppen in das Gesamtvolk hineinwirken kann. Das Volk selbst in all diesen lebensverbundenen, unlöslichen Verkettungen ist für den einzelnen unübersehbar geworden. Und doch lebt es in jedem einzelnen.

Weltgeschichtliche Zeiten, in denen Volkswachstum und Volksbehauptung Ereignis werden, lassen jeden Lebensvollen des völkischen Gesamtlebens im Gefühl nationaler Erhobenheit bewußt werden. Ein Beispiel hiefür erübrigt sich in diesen unseren Tagen. In uns allen zittern noch die letzten Wochen nach: stürmischer Jubel über die endgültige Befreiung unseres Volkes und ein unbegrenztes Dankesgefühl für den Befreier und Führer, der zur symbolischen Gestalt des Volkes gewachsen ist. Wir haben es also tiefinnerlichst erfahren, wie der einzelne seines Volkes, dessen tausendfältig ineinanderspielende und aufeinander beruhende Lebensregungen er längst nicht mehr wissentlich zu überblicken vermag, als eines Bestandes seiner selbst bewußt werden kann. Aber solche Erfahrung ist ein seltenes Geschenk des Schicksals. Generationen können im Alltag versinken, ehe das Nationalbewußtsein in solcher Unmittelbarkeit und Größe aus den Herzen bricht und dem einzelnen das überwältigende Gefühlserlebnis seines Volkes bringt.

Und solch hohen Zeiten des Lebens gegenüber wirkt der Alltag des einzelnen in das Teil des Teils gezwungen, das einen um so engeren und bestimmteren Wirkungskreis bedeutet, je höher der Kulturstand eines Volkes ist. Weil aber auch während des Alltages der Lebensgrund einer Volksbedingtheit und Volksgebundenheit wie ein kaum bewußtes Wesensgefühl den tätigen Menschen begleitet, wird das Ichbewußtsein, je weiter das Volk innerlich ausdifferenziert, zu einem immer mehr benötigten Ordnungsrückhalt.

Damit ist die Tatsache gedeutet, daß bei steigender Kultur das Selbstgefühl des einzelnen zu einer immer eifersüchtiger gewahrten Bedeutung gelangt und das Persönlichkeitsstreben zu

Gefallsucht, Eitelkeit und Ränkespiel entarten kann, was überall dort zu erwarten ist, wo die Leistung nicht mit der selbstverblendeten Vorstellung vom eigenen Ich übereinstimmt. Denn in der Leistung allein liegt das Maß für den berechtigten Grund des Selbstgefühles, weil mit der Leistung allein der Wirkungsanteil bestimmt ist, den der einzelne dem Leben seines Volkes zu erstellen imstande ist. In die Leistung ist ja auch der ganze Werks- und Lebenszusammenhang des Volkes mit einbegriffen. Die Leistung gibt den Funktionswert des nur mehr als Funktionsexponenten des Volkes lebensberechtigten Einzelmenschen. Das mag ein hartes und unerbittliches Ethos sein, es ist aber das einzige, das den Lebensbestand eines Volkes sichert.

Hiemit sei die Spannungslage aufgedeckt, die in der Wechselwirkung zwischen Ichbehauptung und den Forderungen des Gemeinschaftslebens besteht. Sie muß um so kritischer werden, je weiter ein Kulturvolk ausdifferenziert, je weltwirksamer es werden muß, um sein Dasein zu behaupten.

Auf das *Gefühls*bewußtsein seines Ichs und dessen Wirkung bleibt das Individuum dabei angewiesen, weil das *Denk*bewußtsein des einzelnen nicht mehr imstande ist, die biologischen Umfänge der Volksgesamtheit zu erfassen. Die Wirkung der eigenen Person im Volke hängt also von der Richtigkeit und zuchtvollen Erschlossenheit dieses Gefühlskomplexes ab. Gewissensruhe, Befriedigung nach einem vollen und förderlichen Einsatz der Kräfte, Freude an werkschaffender Tat des Werkgenossen und dessen verständnisvolle Anerkennung, die Gewißheit, benötigt zu sein und helfen zu können, solche und ähnliche Gefühlserlebnisse sind Lösungen dieser Spannungslage, in die ein gesundes Volk den einzelnen immer wieder hineinzwingt, um sich im Daseinskampf zu behaupten. Wir wissen alle, wie selten solche Lösungen im Leben eintreten, und mögen daraus die Schwere des Daseinskampfes ermessen, den ein Kulturvolk zu bestehen hat.

In diesem Kreise aber, dessen besondere Tätigkeit dem Schrifttum gilt, braucht nach dem Dargelegten kaum mehr darauf hingewiesen zu werden, daß keine Kunst so wesentlich darauf beruht, durch bildnerische Darstellung die Spannungsweite: Ich und Gemeinschaft — zu überbrücken, als die Dichtkunst. Geradezu

das Grundproblem der Dichtkunst ist dieses Spannungserlebnis. Daß es in den Kulturvölkern zur Dichtkunst kommen mußte, findet seine biologische Erklärung darin. Dichtkunst wird deshalb begehrt, weil sie eine Lebenshilfe in dieser Spannungslage bedeutet. Moral und Ethik vermögen wohl Begriffsartung und Begriffsumfänge des Problems Individuum und Allgemeinheit zu ergründen, Sitte und Recht mögen es durch Brauch und Gesetz praktisch erhärten, aber die Dichtkunst allein vermag die Gefühlslösung des Problems in nachschaffender, erregender und befreiender Gestaltung zu bringen, so unmittelbar und hinreißend, daß der Ergriffene zu Mitleidenschaft und Läuterung des eigenen Gefühles bewegt wird, was Moralthese und Rechtssatzung nie vermöchten.

Unsere tiefste *Lyrik* klingt aus diesem Erlebnis des selbstgebannten Ich auf in die Sehnsucht nach Gemeinschaft der Liebe, der Volksverbundenheit und der, aus aller Ichbefangenheit lösenden, lebendigen Natur. Unsere *Epik* fließt aus der Gestaltung des Angriffes, den die Gemeinschaft dem um seine Selbstbehauptung ringenden Ich bieten muß, um es zu seiner Lebensfunktion zu zwingen. Der epische Held wird aus der ganzen Lebensbreite dieses Angriffes geboren. Das *Drama* hingegen lebt in dem Angriff, den sein Held in die Gemeinschaft trägt, die dann von ihm Gestalt annimmt oder ihn vernichtet. Weil im Drama die Spannung und Lösung vom Ich des Helden aus geschieht, ist es auch möglich, die Darstellung im Dialog zu geben und auf die kurzen Stunden des Bühnenspiels zu beschränken.

So wird uns mit der Aufklärung der biologischen Grundlage aller Dichtung auch die Antwort gegeben, weshalb sich verschiedene Dichtungsarten entwickelten und worin das Gesetz ihrer Grundformen besteht.

Wir erleben heute eine der großen Schwellenzeiten der Kulturmenschheit, denn Europa muß neu gebildet werden, wenn die weiße Rasse bestehen soll. Das biologische Kernproblem: Individuum und Allgemeinheit — muß dabei eine Neubetrachtung und Neufassung erfahren. Es ist unter leidenschaftliche Erörterung gesetzt. Der theoretische Idealismus und seine extremen weltanschaulichen Folgen hatten einen Individualismus ge-

zeitigt, der nicht am einzelnen haften blieb, sondern auch unter imperialistisch-machtpolitischen Einstellungen der Kulturnationen jene Ausgangskrisis bewirkte, die zur Entladung im Weltkriege geführt hat. Der Weltkrieg konnte jedoch unter den Völkern Europas keine Entscheidung mehr bringen; so ungleich an Mittel und Zahl die beiden Kampfesgruppen waren, sie standen in ihrem innervölkischen Bau auf einer nahezu gleichen Entwicklungsstufe, es konnte nur mehr zu lähmenden Erschöpfungszuständen kommen, einseitig abgefaßte Waffenstillstandsdiktate waren die Folge.

Aber mit der biologischen Erholung setzte der Neubau ein. Er mußte auf anderen Lebensgrundlagen erfolgen, als jene der Vorkriegszeit waren. Die am härtesten getroffenen Völker mußten zuerst ihre Kräfte sammeln und zunächst auf dem eigenen Volksboden. Das Problem Individuum und Allgemeinheit fand seine Erweiterung darin, daß die Aufbaubewegung der Völker unter einer Steigerung der Volksindividuation erfolgte, die aber nicht mehr dem hegemonistischen und machtpolitischen Zuge der Vorkriegszeit nachging, sondern im Streben nach der neuen Gemeinschaftsform Europas biologisch aus der nationalen Leistungsfähigkeit und deren Erweis hervorgeht. Die beiden Nationen, die bei höchster Kulturreife auch das kräftigste Innenleben des Volkskörpers besaßen, verkörperten in der Gefolgschaft ihrer genialen Führer zuerst vor allen Nationen diese innervölkische Sammlung zu einer neuen Gemeinschaftsform, die den Nationalismus in ausgeprägtester Weise zur Wirkung bringt: das deutsche Volk im Nationalsozialismus Adolf Hitlers und das italienische im Faschismus des Duce. — War in der Vorkriegszeit das Leben der Nationen auf die internationalen Bewegungen einer Machtdiplomatie bezogen, die Weltverkehr und Weltbesitz zu beeinflussen und zu beherrschen unternahmen, so bilden sich nunmehr durch Nationalsozialismus und Faschismus völkische Gemeinschaftsformen aus, die auf eigener nationaler Energie beruhen und so einer Neubildung der übervölkischen europäischen Lebensgemeinschaft der Rasse die natürlichen Grundlagen vorbereiten. Auch die noch nicht zu diesen Grundsätzen der Volksindividuation gelangten großen Nationen des Westens werden mit Naturnotwendigkeit zu ähnlichen volksbiologischen Umbauten getrieben werden. Daß es dann zu bewaffneten Auseinandersetzungen kommen müsse, wenn veraltete Bauten gefallen sind, ist eine beliebte, aber nicht begründbare These der Kriegshetzer und Defaitisten. Europa wird vielmehr vor einer neuen, überstaatlichen und völkisch gleichgerichteten Gemeinschaftsbildung stehen, die das Leben der weißen, arischen Rasse umfaßt.

Dem Individuum kann in dieser neuen Weltgestaltung nur die Bedeutung eines eingeordneten Funktionsexponenten bleiben. Und gerade dadurch wird dem Kommunismus der vernichtende Schlag versetzt sein, daß dann der einzelne als ein Funktionsglied von Eigenverantwortlichkeit der Leistung wirkt und nicht als der mechanische Arbeitsteil eines Genossenschaftsbetriebes von riesigen Ausmaßen.

Die naturbedingte, lebendige Tatkraft weckende und das Leben aufbauende Spannung zwischen Ich und Gemeinschaft hat damit die politische Form gefunden, die dem biologischen Aufbau der Rasse entspricht. Und die Menschenwelt weiß heute schon, wo in Europa dieser Fortschritt des Lebens zu suchen ist, der ein völlig anderer Fortschritt ist als jener, von dessen Lob die internationale Zeitungsmache überläuft.

Lassen Sie uns das Schicksal preisen, das unser deutsches Volk durch seinen Befreier an die Führung dieses artumfassenden Neubaues gestellt hat.

Literaturwissenschaft und Gegenwartsdichtung

von

Hellmuth Langenbucher

Der Streit darüber, ob die Literaturwissenschaft, unter der dann gewöhnlich nur die auf den Universitäten betriebene Wissenschaft von der Dichtung verstanden wird, sich mit der Gegenwartsdichtung zu befassen habe oder nicht, ist nicht erst in unseren Tagen entbrannt, sondern bewegt die Gemüter schon seit Jahren und Jahrzehnten. Aber wie es mit derartigen Auseinandersetzungen, auch auf anderen Gebieten unseres Lebens, zu gehen pflegt, so läßt sich auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft in ähnlicher Weise feststellen, daß die im Zeichen des Nationalsozialismus nachdrängenden jungen Kräfte sich nicht mehr mit dem Streit um des Streites willen begnügen wollen — auch das Sich-Streiten hat bekanntlich seine Reize — sondern daß sie in die Auseinandersetzung mit dem Ziele eingegriffen haben, eine Klärung aller im Zusammenhang mit diesem Problem stehenden Fragen herbeizuführen, da diese Klärung notwendigerweise angesehen werden muß als Voraussetzung und Grundlage für jedes sinnvolle Arbeiten auf unserem Gebiet.

Wenn wir, die wir von dem politischen und weltanschaulichen Erlebnis des Nationalsozialismus her zu einer Beschäftigung mit den dringlichsten Fragen unseres geistigen Lebens gekommen sind, Scharlatane wären, dann würden wir mit der Faust auf den Tisch schlagen und würden erklären: in dieser Frage muß so und so gedacht werden, denn wir haben dieses Denken zu bestimmen. Nichts jedoch liegt uns ferner als eine derartige Haltung, die ihre tiefste Ursache nur in einer völligen Verkennung vom Wesen geistigen Wachstums hätte; nichts liegt uns auch ferner, als das Problem, von dem hier die Rede sein soll, auf die einfache Formel eines Kolumbuseis zu bringen, um das alle

zunächst in ehrfürchtigem Staunen herumstehen würden, um zwei Augenblicke später zu stammeln: ja, wenn das so einfach ist, dann hätten wir es selbstverständlich auch fertig bringen können. Nein, wir haben den leidenschaftlichen Willen, uns zu einer sachlichen Auseinandersetzung mit der vornationalsozialistischen Wissenschaft zu stellen, wir haben weiterhin den Willen, diese Auseinandersetzung mit Waffen zu führen, wie sie immer üblich gewesen sind, wenn es um die Klärung geistiger Fragen ging.

Aber dieser Wille zu einer klaren und fruchtbaren Auseinandersetzung über die heutigen Aufgaben der Literaturwissenschaft gegenüber der deutschen Dichtung im allgemeinen und gegenüber der deutschen Gegenwartsdichtung im besonderen setzt bei den Vertretern der vornationalsozialistischen Literaturwissenschaft eine ähnliche Bereitschaft des Verständnisses für das, was wir wollen, voraus. Zu dieser Bereitschaft gehört es, daß die Vertreter der vornationalsozialistischen Wissenschaft nicht sofort alles, was wir an anderen Meinungen und an anderen Absichten in die Debatte hineintragen, auffassen als gegen sie persönlich gerichtet. Es mag sein, daß heute da und dort noch an einer deutschen Hochschule ein Lehrer wirkt, der den Geistern des Zwischenreiches so tief verpflichtet ist, daß er jede Auseinandersetzung mit seiner Wissenschaft als einen persönlichen Angriff gegen sich selbst empfindet. An diesem schlechten Gewissen sind wir unschuldig, es kann daher auch niemand von uns verlangen, daß wir bei jedem Satz, den wir denken, niederschreiben und aussprechen, von besonderem Zartgefühl gegen dieses schlechte Gewissen geleitet sein sollen. Wenn wir von Auseinandersetzung sprechen, dann geht es uns aber nicht um dessen Besitzer sondern in erster Linie um jene andere vornationalsozialistische Wissenschaft, die ihrer Haltung und ihrer Leistung nach von uns auch heute noch als ein bedeutsamer Faktor im geistigen Leben unserer Zeit und in der Schaffung neuer Grundlagen, in der Erfüllung neuer Aufgaben angesehen werden kann. Im Hinblick auf diese Wissenschaft gilt als ganz selbstverständlich, daß wir ihre Leistungen, mögen sie in vielen Dingen auch noch so zeitbedingt gewesen sein, anerkennen. Wenn wir uns bei aller Anerkennung ihrer Leistungen in manchen Punkten von ihr absetzen müssen, so bedeutet das keine Anzweiflung der geistigen Existenz ihrer Vertreter an sich und insgesamt, es bedeutet auch

nicht, daß wir diese Leistung, an der viel ehrliche Forscherarbeit, viel guter Wille und viel treue Gesinnung hängt, als in irgendeiner Weise nur von nebensächlicher Bedeutung hinstellen möchten. Merkwürdigerweise besteht aber immer noch die Gefahr, daß wir von unseren Partnern falsch verstanden werden, wenn wir die Sonde unserer Kritik ansetzen. Ohne diese Kritik geht es aber nicht, wenn wir, was wir als eine der hauptsächlichsten Forderungen ansehen, uns um eine Klärung der Voraussetzungen bemühen, von der so viel für ein fruchtbares Arbeiten in der Zukunft abhängt.

Jeder Versuch nun, auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft zu einer Übereinkunft über die notwendigen neuen Grundlagen zu kommen, deren Anerkennung als unerläßlich für alle sich mittlerisch Betätigenden gefordert werden muß, stellt uns der Tatsache gegenüber, daß die vornationalsozialistische Literaturwissenschaft zu einem sehr großen Teil vom Judentum beherrscht war. Die Juden sind heute nicht mehr da, aber wir haben noch mit Kräften zu rechnen, die aus der Schülerschaft jüdischer Literaturwissenschaftler hervorgegangen sind. Das aber muß jeder einsehen, daß ein Wissenschaftler, der seine Ausbildung in der Schule eines Friedrich Gundolf, eines Fritz Strich oder anderer jüdischer Literaturwissenschaftler gefunden hat, von uns nicht ohne Einschränkung und unter Außerachtlassung jeglicher Vorsicht übernommen werden kann. Das jüdische Gift wirkt lange nach, nicht nur im Blut eines Menschen und Volkes, sondern auch in dessen Geist, wie ja Blut und Geist nicht voneinander getrennt werden können. Wir geben ohne weiteres zu, daß es starke Naturen gibt, die, angerührt von dem Sturmhauch unserer neuen Zeit, durchdrungen von dem gesunden Geiste, der in unserer Bewegung um Ausdruck ringt, noch genügend rassische Reserven haben, um das jüdische Gift, das sie einst an den deutschen Universitäten eingesogen haben, auszuschwitzen. Wir geben das zu, und trotzdem muß man uns erlauben, genau zu prüfen, ehe wir uns in solchen Fällen zu einer neuen geistigen Gefolgschaft entschließen können.

Wir wissen auch, daß es neben den Vertretern jener stark durch das Judentum beeinflußten vornationalsozialistischen Literaturwissenschaft andere Literaturwissenschaftler gegeben hat, die der jüdischen Beeinflussung widerstanden haben und die, oft miß-

verstanden und bekämpft, ihre eigenen Wege gegangen sind. Ihnen gegenüber ist unsere Einstellung völlig eindeutig. Es hat auch noch niemand von uns den Versuch gemacht, ihre Leistungen herabzusetzen oder kleiner zu machen, als sie tatsächlich sind. Aber auch sie müssen einsehen, daß wir, vom Nationalsozialismus herkommend, über ihre Leistungen im Bewußtsein der neuen Aufgaben, die uns gestellt sind, hinaus, daß wir die Ziele weiter stecken müssen, weil es auf unserem Gebiete Aufgaben zu erfüllen gibt, die eben nur ein junges, auf den weltanschaulichen Grundlagen des Nationalsozialismus stehendes Forschergeschlecht erfüllen kann. Wenn dem nicht so wäre, dann hätten wir nicht das Recht, von einem Aufbruch der Wissenschaft aus dem Geiste der nationalsozialistischen Revolution zu sprechen. Das würde zu der weiteren Folgerung führen, daß auf dem Arbeitsgebiet, von dem hier die Rede ist, alles beim Alten bleiben kann, und daß die nationalsozialistische Revolution an diesem Arbeitsgebiet also vorübergehen dürfte, ohne es stärker zu berühren und umzugestalten. Einen solchen Gedanken bis zur letzten Konsequenz durchdenken, heißt seine Abwegigkeit sofort bis in die letzten Einzelheiten hinein durchschauen. Die Anerkennung der in ihrer Haltung eindeutigen und jüdisch nicht beeinflußten vornationalsozialistischen Literaturwissenschaft macht also die Auseinandersetzung mit ihr und die Notwendigkeit, über sie hinauszugelangen zu neuen Zielen, nicht überflüssig. Wie wir eine unsachliche Kritik ablehnen, so müssen wir es auch bei ihnen ablehnen, daß man unser Wollen und die Betonung und Sichtbarmachung dieses Wollens als unzulässig bezeichnet oder für einen persönlichen Angriff hält, den es zu verbieten gälte. Zu der Betonung unseres Wollens aber gehört der Hinweis auf die Grenzen der vornationalsozialistischen Literaturwissenschaft, denn diese Grenzen sind eine Tatsache, die nicht geleugnet werden kann. Sie leugnen, hieße die Grenze zwischen nationalsozialistischer und vornationalsozialistischer Literaturwissenschaft überhaupt leugnen, und wir wären dann wieder dort, wo nur noch die Feststellung übrig bleibt, daß also die Literaturwissenschaft von der neuen, durch den Nationalsozialismus bedingten Haltung nichts zu gewinnen habe.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die junge aus dem Nationalsozialismus nachdrängende Wissenschaft bereit ist zu

einer sachlichen Auseinandersetzung. So fordern wir von den Vertretern der vornationalsozialistischen Wissenschaft, daß auch sie sich zu dieser Auseinandersetzung stellen, zumal sie sich ja auf geistige Materialien stützen können, die von all denen, die vor 1933 durch den politischen Tageskampf in Anspruch genommen worden sind, heute zum Teil erst noch erarbeitet werden müssen. Es ist uns, wenn wir an diese Auseinandersetzung denken, lieber, wenn die alte Schule der Literaturwissenschaft ihre Grundlagen und ihre Leistungen verteidigt, als daß sie sich oberflächlich gleichschaltet und behauptet, sie hätte nie etwas anderes gewollt als das, was wir heute wollen. Nicht von einem halb widerwilligen Übergehen zu unserer Front sondern von einer ehrlichen Auseinandersetzung zwischen alter und neuer Schule erwarten wir uns eine klare Abgrenzung der Aufgaben und vor allem fruchtbare Wirkungen für die Erfüllung dieser Aufgaben.

Von den Aufgaben der Literaturwissenschaft kann nicht gesprochen werden, ohne daß man gleichzeitig dem Problem, welche Aufgabe die Wissenschaft denn überhaupt zu erfüllen habe, ins Auge sieht. Wir haben es heute auf allen Gebieten unseres Lebens mit Begriffen zu tun, die Zug um Zug in der Gegenwart eine neue Inhaltserfüllung erfahren. Aber solange wir hier noch mitten im Aufbau stehen, läßt es sich nicht vermeiden, daß diese Begriffe von Nationalsozialisten anders verstanden werden als von Menschen, die andere weltanschauliche Bindungen haben. Auch der Begriff der Wissenschaft gehört zu diesen Begriffen. Die Frage einer voraussetzungslosen und einer volkhaft bedingten Wissenschaft ist in den letzten Jahren mehrfach diskutiert worden. Darüber braucht in diesem Zusammenhang nicht mehr geredet zu werden. In ihrer Nähe taucht die andere Frage auf, ob Forschen und Führen zwei Funktionen seien, die sich gegenseitig ausschließen oder nicht und die daher entweder geteilt werden müßten oder in organischer Einheit ausgeübt werden könnten. Der Wissenschaftler ist heute in den meisten Fällen zugleich Hochschullehrer; zum Lehren gehört das Erziehen, und daß das Erziehen wiederum vom Führen nicht zu trennen ist, das hat Reichsleiter Alfred Rosenberg kürzlich in Bayreuth so klar und überzeugend hervorgehoben, daß nach dieser Rede jeder Versuch, Gegensätze aufzureißen zwischen geistigem Forschertum und Führertum, als gegenstandslos betrachtet werden darf.

Der Gedanke, eine Scheidung zwischen der Funktion des Forschens, des Erziehens und des Führens vorzunehmen, führt uns heran an den Begriff des Akademikertums. Je größer in der Vergangenheit die Kluft wurde, die sich zwischen der Wissenschaft und dem Volk auftat, um so mehr verstand man unter akademisch eine Haltung, die sich entweder selbstherrlich über das Leben des Volkes setzte oder die überhaupt die Verbindung mit dem Leben verloren hatte. Daß wir mit einer derartigen Haltung heute nichts mehr anzufangen vermögen, darüber dürfte sich wohl jeder im klaren sein. Gewiß, man wird sagen, es gibt, auch auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft, Funktionen und Aufgaben zu erfüllen, die als Forschung keine Möglichkeit für die Ausübung einer Führungsfunktion übrig lassen. Man wird z. B. auf einen Gegenstand verweisen wie Textkritik alter Literaturdenkmäler oder ähnliche Dinge, und man wird sagen, daß hier der Sinn der Forschung sich in der Tatsache des Forschens erschöpfe. Wir halten es nicht für nötig, daß Forscher, die ihre Lebensarbeit derartigen Aufgaben widmen, mit denen keinerlei äußerer Ruhm zu erreichen ist, so bescheiden und pessimistisch über ihr eigenes Tun denken. Man braucht nur genauer hinzusehen, um zu erkennen, daß es nur sehr wenige Dinge, wahrscheinlich überhaupt nichts gibt, wo sich das Forschen im Forschen selbst erschöpft. Denn dort, wo es den Anschein hat, als ob dem tatsächlich so sei, wird man bei einer sorgfältigen Untersuchung darauf kommen, daß die Ergebnisse dieser selbstlosen Forscherarbeit unentbehrlich sind als Grundlagen für andere Arbeiten, von denen dann ihrerseits wieder fruchtbare Wirkungen auf das geistige Leben und damit auf das Leben des Volkes im weitesten Sinne ausgehen. Wir sprachen von der Textkritik, wir brauchen nur etwa das Problem der Stilkritik hinzuzunehmen, um gerade, wenn es sich um die Aufgaben der Literaturwissenschaft gegenüber der Gegenwartsdichtung handelt, vor Problemen zu stehen, deren Lösung von außerordentlicher Bedeutung für das geistige Leben unserer Zeit ist.

Wir werden darauf noch zu sprechen kommen. Der wissenschaftliche Betrieb bringt es ganz von selbst mit sich, daß nicht jeder Forscher die Ergebnisse seiner Arbeit unmittelbar an das Gesamtvolk herantragen kann; nicht jedes Ergebnis wissenschaftlicher Forschung ist ohne weiteres der Gesamtheit des Volkes zu-

gänglich und für sie bestimmt, aber die Front der wissenschaftlichen Arbeit ist so vielgestaltig und so vielgliedrig, daß irgendwann und irgendwo jedes rechte Tun seinen letzten Sinn und seine tiefste Bestätigung im Leben des Volkes findet. Es braucht also keiner das Gefühl zu haben, als Forscher auf verlorenem Posten zu stehen, wenn er Gegenstände bearbeitet, die weit ab von den Erscheinungen des täglichen Lebens liegen. Die Quellen für die wirklich schöpferischen Kräfte unseres geistigen Lebens liegen im Leben des Volkes, und es geht keine Kraft verloren, die von hier aus zum Einsatz kommt, auch wenn die letzte und eigentliche Wirkung dieses Einsatzes sich weit außerhalb des unmittelbaren Betätigungsbereiches einer solchen selbstlosen Forscherarbeit vollzieht.

Diese Gedankengänge mußten einer Erörterung des Verhältnisses zwischen Literaturwissenschaft und Gegenwartsdichtung vorangeschickt werden, denn gerade auf diesem Gebiet ist heute vieles noch ungeklärt und im Fluß. Wir haben in den letzten Jahren mehrfach, wie vor 1933 als Studenten schon, eine merkwürdige Abneigung der Universitätswissenschaft vor der Behandlung der Gegenwartsdichtung in Vorlesungen und Seminarübungen festgestellt. Es ist so, daß die von Walther Linden in seiner Schrift „Aufgaben einer nationalen Literaturwissenschaft", mit deren Voraussetzungen und Ergebnissen wir uns sonst nicht durchweg identifizieren, ausgesprochene Behauptung, daß „noch in diesem Augenblick (die Schrift erschien im Jahr 1933) die deutschen Universitäten von Verfechtern der These erfüllt sind, daß der Literarhistoriker seine Beschäftigung ein halbes Jahrhundert vor der eigenen Gegenwart einzustellen habe", heute, im Jahre 1938, immer noch, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, gilt. Um darüber ein genaues Bild zu gewinnen, wäre es nötig, einmal die Vorlesungsverzeichnisse sämtlicher deutschen Universitäten durchzusehen. Immerhin hat eine Durchsicht von acht Vorlesungsverzeichnissen deutscher Universitäten, darunter der größten, die wir besitzen, für das Wintersemester 1938/39 als Ausschnitt aus diesem Bild ergeben, daß an vier Universitäten im germanistischen Fachgebiet überhaupt keine Probleme und Themen aus der deutschen Gegenwartsdichtung auftauchen, während an einer weiteren Universität zwar über die Dichtung des letzten halben Jahrhunderts gelesen wird, aber in

einer Themenstellung, die ganz die eigentümliche Unsicherheit erkennen läßt, mit der die Universitätswissenschaft teilweise den Problemen der deutschen Gegenwartsdichtung gegenübersteht. Drei Universitäten von den acht, deren Vorlesungsverzeichnisse geprüft worden sind, weisen eine Berücksichtigung der deutschen Gegenwartsdichtung auf. Wir haben z. B. festgestellt eine Vorlesung über die „Europäische Literatur vom 16. bis 20. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der deutschen", hier wird die Behandlung eines größeren Zeitraumes also doch bis in die Gegenwart herein geführt; wir haben festgestellt an einer andern Universität eine zweistündige Vorlesung über die deutsche Dichtung der Gegenwart, ohne genauere Themastellung. An Übungen wurden festgestellt: Übungen über das deutsche Drama der Gegenwart, Übungen zur deutschen Novelle des 19. und 20. Jahrhunderts, Übungen über den deutschen Naturalismus und Symbolismus, und schließlich Übungen im „Betrachten und sprecherischen Gestalten von Rilkes Gedichten". Es wird niemand behaupten wollen, daß diese Ausbeute, die sich, um es nocheinmal zu betonen, auf acht der bedeutendsten deutschen Universitäten erstreckt, zu übertriebenen Hoffnungen berechtige.

Wenn man mit Universitätslehrern auf das Thema der Behandlung der Gegenwartsdichtung in Vorlesungen und Übungen zu sprechen kommt, dann läßt sich beobachten, daß ihnen die Scheidung zwischen „zünftig" und „unzünftig" immer noch viel zu schaffen macht. Gedankengänge wie die von Prof. Franz Schultz in dem 1929 erschienenen Gespräch über das „Schicksal der deutschen Literaturgeschichte" niedergelegten über die Behandlung der Gegenwartsdichtung durch die Universitätswissenschaft bezeichnen immer noch weitgehend die Lage. Die Schrift von Franz Schultz ist nicht nur sehr klug und geistreich, sondern sie verbindet mit ihrer Tiefgründigkeit auch die ernste Verantwortung, mit der ihr Verfasser sein Thema bearbeitet hat. Was Franz Schultz über die Behandlung der Gegenwartsdichtung schreibt, das zeigt zu einem guten Teil auch heute noch die Haltung, die die Universitätswissenschaft gegenüber der deutschen Gegenwartsdichtung einnimmt. Ausgangspunkt dieser Haltung ist die als selbstverständlich genommene Scheidung zwischen Zünftigen und Unzünftigen, wobei unter den Zünftigen die Literaturprofessoren, unter den Unzünftigen alle die ver-

standen werden, die sich in Zeitungen und Zeitschriften, im Rundfunk, im Radio und sonst in irgendeiner Weise als Mittler zwischen Dichtung und Volk betätigen.

Der Mittler ist selbstverständlich nicht ohne weiteres Forscher, er dient den Tagesaufgaben und muß das mit Mitteln tun, die einen raschen Erfolg seiner Arbeit verbürgen. Aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß der Forscher nicht auch Mittler sein dürfe, zumal er als Lehrer die zukünftigen Mittler zu erziehen und zu bilden, ihnen die Grundlagen für ihre künftigen Aufgaben zu geben hat. Wie aber will der deutsche Universitätslehrer jenes hochgradig fähige Mittlertum heranbilden, das wir brauchen, wenn er selbst von diesem Mittlertum gar keine oder nur eine sehr geringe Meinung hat? Franz Schultz läßt in seinem Gespräch über das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte den Professoren sagen, daß die „Orientierung über literarische Dinge" durchaus durch Menschen „angebracht" sei, die nicht fachwissenschaftlich gebunden, die leichter beweglich und aufgeschlossener sind als die „Männer der Wissenschaft". Wir verlangen heute auch von den „Männern der Wissenschaft", daß sie den Erscheinungen unseres heutigen Lebens gegenüber aufgeschlossen sind, bei leichterer oder bei schwererer Beweglichkeit, denn auch die schwere Beweglichkeit schließt ja das Aufgeschlossensein nicht aus. Der Forscher, der aus der Weltanschauung des Nationalsozialismus heraus wächst, kann nicht zugeben, daß „über die Gegenwartsliteratur der Unzünftige mit freierem Blick, ja, auch mit mehr wirklichem Nutzen zu reden und zu schreiben vermag, daß er weit mehr imstande ist, für sie zu werben und zu interessieren" als der Zünftige. Der nationalsozialistische Literaturwissenschaftler stellt, wie ein anderer Teilnehmer des Gespräches von Franz Schultz in anderem Zusammenhang richtig bemerkt, „Zünftigkeit und Unzünftigkeit unter ein gemeinsames und höheres Prinzip". Dieses „gemeinsame und höhere Prinzip" sehen wir in der Verpflichtung gegenüber unserem Volke, in einer Verpflichtung also, vor der auch eine Scheidung zwischen zünftig und unzünftig gegenstandslos wird.

Der Universitätslehrer hat als Forscher andere Aufgaben als der Kunstbetrachter und als der Schriftleiter einer literarischen Zeitschrift oder einer Literaturbeilage in der Tageszeitung. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Aber diese Selbstverständlichkeit

berechtigt den Universitätslehrer nicht, auf die Arbeit des Kunstbetrachters herabzusehen, sie gibt ihm aber vor allem auch nicht das Recht, selbst vor kunstbetrachterischen Aufgaben zurückzuweichen, denn zu seinen Füßen sitzen Semester um Semester eine Reihe von Menschen, die später als Kunstbetrachter hinausgehen und das so wichtige Amt der Mitwirkung bei der öffentlichen Meinungsbildung in künstlerischen Dingen ausüben sollen, ein Amt, auf das diese Menschen vorzubereiten, doch eine wirklich schöne und lohnende Aufgabe sein müßte.

Vor einigen Jahren ist die Kunstkritik abgeschafft und an ihre Stelle die Kunstbetrachtung gesetzt worden. Es hat sich im Anschluß an diese Verfügung vielfach die Meinung gebildet, als ob die Kunstbetrachtung eine kritische Haltung ausschließe. Wir Nationalsozialisten waren uns stets im klaren über den tieferen Sinn dieser Verfügung, und es hat sich inzwischen ja auch gezeigt, daß kein Mensch etwas gegen eine kritische Haltung bei der Ausübung kunstbetrachterischer Tätigkeit einzuwenden hat, im Gegenteil, daß sie sogar gefordert wird. Es ging hierbei ja nicht nur um die Kritik, sondern auch um die Kunst, und es erwächst uns da die Pflicht, in der Ausübung unserer Tätigkeit zwischen Kunst und Unkunst, zwischen echter Kunst und falscher Kunst, zwischen Können und Nichtskönnen zu scheiden. Diese Scheidung jedoch ist nur mit Hilfe einer kritischen Haltung möglich, einer Haltung, die ihren Ausgangspunkt und ihre Bestätigung in einem gesunden Instinkt hat. Es ist nur das Kunstrichtertum abgeschafft worden, es ist von niemand verlangt worden, daß er etwas für Kunst halten solle, was in Wirklichkeit keine Kunst ist. Und es ist vor allem eines mit Nachdruck gefordert worden, daß der Kunstbetrachter sich stützen können muß auf eine sorgfältige Ausbildung und auf ein gründliches, tiefreichendes, weitgespanntes Wissen. Wie soll einer als Mittler der deutschen Gegenwartsdichtung tätig sein können, wenn er keine Ahnung hat von dem geschichtlichen Gang und von dem geschichtlichen Werden der deutschen Dichtung, damit aber von dem Wesen und der Gestalt des Untergrundes, auf dem die gegenwärtige Dichtung steht? Wie aber soll derartiges Wissen in nationalsozialistischem Geiste auf der Hochschule an den künftigen Mittler herangebracht werden, wenn der Universitätslehrer nicht aufgeschlossen und mutig genug ist, mitten hineinzugreifen in der Dichtung flutendes

Leben und von hier aus seine Arbeit aufzubauen und auszurichten! Wo steht geschrieben, daß der Forscher sich nur mit dem zu beschäftigen habe, was als ruhender Gegenstand von allen Seiten her einen gesicherten Zugang ermöglicht? Gewiß, innerhalb der Gegenwartsdichtung ist alles noch im Fluß, aber unsere Auffassung von den Aufgaben der Wissenschaft bringt es mit sich, daß auch dieses strömende, dieses immer sich bewegende Leben Gegenstand unserer Arbeit sei. Es ist das Wesen einer kämpferischen Wissenschaft, daß sie mit dem Leben geht, im Leben ihren Ausgangspunkt nimmt und auf das Leben zurückwirkt.

Mit der Auffassung, daß die Aufgaben der Forschung sich nicht vertrügen mit den durch das Leben der Gegenwart gegebenen Aufgaben, müssen wir zu einem Ende kommen. Die Erziehungs- und Führungsarbeit, der sich der Universitätslehrer gegenüber dem zukünftigen Mittlertum zu unterziehen hat, läßt eine regelmäßige, forscherische Beschäftigung mit den Gegenständen der deutschen Gegenwartsdichtung als dringend notwendig erscheinen. Nur eine allzu enge Fassung des Begriffs der Wissenschaft und der Forschung und nur eine allzu enge Auffassung von den Aufgaben der Forschung und der Wissenschaft schließt die Gegenwartsdichtung von der Behandlung durch die Literaturwissenschaft aus. Es läßt sich eben, wenn man den Totalitätsgedanken der nationalsozialistischen Weltanschauung im Auge hat, keine Grenze ziehen, die geschichtliches Geschehen und gegenwärtiges Geschehen so gegeneinander abhebt, daß die Erforschung des einen die Beschäftigung mit dem anderen ausschließt oder daß das Bekenntnis zum einen eine Ablehnung des anderen nach sich zieht. Man braucht nur immer wieder an die praktischen Aufgaben des Tages zu denken, denen die Mittler zu dienen haben und für die sie vom Universitätslehrer vorbereitet werden sollen. Eine gründliche Kenntnis der deutschen Dichtungsgeschichte ist nötig für die Deutung und Vermittlung der dichterischen Erscheinungen unserer Zeit. Aber bleibt diese Kenntnis nicht bloßer Wissensstoff, wenn sie vor den Toren unserer eigenen Zeit halt macht? Die Strömungen, die im literarischen Leben unserer Zeit wirken, bleiben unsichtbar für den, der nichts von der Geschichte unserer Dichtung weiß, aber es mag einer noch so viel von der Geschichte der deutschen Dichtung wissen, wenn er vom dichterischen Leben der Gegenwart nichts wissen will, dann wird dieses

geschichtliche Wissen unfruchtbar bleiben und schließlich zu blutleerem Individualismus entarten. So ergibt sich hier ein Doppeltes: der Mittler, bei dem eine dauernde Beschäftigung mit dem dichterischen Leben der Gegenwart selbstverständlich vorausgesetzt wird, muß sich bei der Erfüllung seiner Aufgaben auf ein gründliches geschichtliches Wissen stützen können; der Forscher jedoch, bei dem nun wieder dieses gründliche geschichtliche Wissen als selbstverständlich vorausgesetzt wird, muß sich auch mit den Erscheinungen des dichterischen Lebens der Gegenwart dauernd befassen, wenn er an der geistigen Formung unseres Lebens mitarbeiten will, wobei es ganz gleichgültig ist, ob diese Mitwirkung unmittelbar im Dienst einer Tagesaufgabe oder mittelbar in der Heranbildung eines auf hohem geistigen Niveau stehenden Mittlertums sich vollzieht.

Man sage nun nicht, daß es des Forschers unwürdig sei, mittelbar oder unmittelbar, den Aufgaben des Tages zu dienen. Wie soll einer, der den Aufgaben des Tages ausweicht, Gutes und Bleibendes für die Zukunft wirken? Das Recht zur schöpferischen Einsamkeit, das wir dem Forscher, dem Künstler zugestehen, berechtigt den Forscher und den Künstler nicht, vor dem Leben der Gegenwart ängstlich zurückzuweichen.

Auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft bedeutet das die Forderung an die Forschung, sich auch den drängenden Aufgaben des Tages, d. h. ganz einfach, den um uns wachsenden, blühenden, früchtetragenden Erscheinungen des dichterischen Lebens der Gegenwart zuzuwenden. Es wäre falsch, zu meinen, die Beschäftigung mit dem dichterischen Leben der Gegenwart habe nichts mehr mit Forschung zu tun. Die frühere Auffassung von der Aufgabe des Forschertums, die zu dieser Meinung vielleicht berechtigt hat, ist heute überwunden. Forschertum und Mittlertum gehen ineinander über, wenn wir die Grenze des geschichtlich Gesicherten verlassen und das Feld betreten, auf dem die geistigen Bewegungen der Gegenwart ausgetragen werden. Sie gehen ineinander über, aber sie schließen sich nicht aus. Sie würden sich nur ausschließen, wenn der Forscher so überheblich wäre, zu beanspruchen, daß die Ergebnisse seiner Forschungen Wahrheiten, Gesetze, Ansichten, Maßstäbe seien, die als ewig gültig ein für allemal feststehen müssen. Das wäre eine Zielsetzung, die auch der sorgfältigste und verantwortungsvollste

Arbeiter auf seinem Gebiet für unmöglich halten muß. Gerade in unserer Zeit, in der so vieles Alte gestürzt und Neues geworden ist und immer noch werden will, wäre es ein sehr fragwürdiges Beginnen, beim geschichtlich Gesicherten stehen zu bleiben, und das Antlitz vor den Erscheinungen der Gegenwart zu verhüllen, weil diese Erscheinungen manchmal vielleicht etwas grelle, das Auge zunächst schmerzende Strahlen aussenden. Der Forscher muß von seiner Aufgabe höher denken, als daß er der Meinung sein könnte, er hätte die Pflicht, seinen Mitmenschen als Ergebnisse seiner Forschung geistige Rezepte zu verabreichen, deren Anwendung vor allen Zufällen des Lebens schützt. Das Rezept ist ein Hilfsmittel, von dem wir im geistigen Leben möglichst wenig Gebrauch machen wollen. Wenn aber der Forscher es ablehnt, Rezepte zusammenzustellen, oder wenn er darauf verzichtet, als Ergebnisse seiner Forschung Münzen zu prägen, die jeder unbesehen und unbedenklich für den Erwerb geistiger Güter verwenden kann, dann ist der Weg für eine Heranführung des Forschertums an die Erscheinungen der Gegenwart auch auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft frei.

Es ist keineswegs so, daß der Durchbruch der nationalsozialistischen Weltanschauung auf wissenschaftlichem Gebiete schon eine Lage geschaffen habe, die den politischen Verhältnissen in allen Bezügen entspricht. Es ist gerade die Aufgabe der nationalsozialistischen Forschung, bei der Schaffung dieser Lage mitzuwirken. Wenn wir dabei im Hinblick auf die Dichtung der Gegenwart das uns unmittelbarst umgebende Geschehen, die jüngste Vergangenheit also, etwa die Zeit zwischen 1932 und 1938 ins Auge fassen, so drängen sich uns eine Fülle von wichtigen Aufgaben entgegen, an deren Lösung mitzuarbeiten jeden reizen und locken muß, der in sich die Berufung fühlt, seinem Volke als Forscher zu dienen. Das gilt für die, die heute auf den Lehrstühlen stehen ebenso, wie es für die gilt, die in fünf, zehn oder zwanzig Jahren einmal die Lehrstühle einnehmen werden.

Die Entwicklung des dichterischen Schrifttums seit der nationalsozialistischen Revolution läßt heute ein Bild sichtbar werden, das geradezu einlädt, dabei zu verweilen, um von hier aus den Blick zurückzuwenden und die Fäden der Entwicklung zwischen 1932 und 1938 bloßzulegen. Das Jahr 1932 bietet dafür einen ausgezeichneten Anhaltspunkt. Denn so sehr stießen sich

gerade innerhalb des dichterischen Lebens die Dinge im engsten Raume fast zu keiner Zeit, wie in diesem Jahre 1932. Das außerordentliche Tempo, das die Entwicklung des gesamten Lebens unseres Volkes seit 1933 kennzeichnet, hat die Erinnerung an die früheren Verhältnisse auf vielen Lebensgebieten, so auch auf dem des Schrifttums, etwas zurücktreten lassen; sie sei daher hier kurz einmal wachgerufen. Das Jahr 1932 zeigt mit einer Anschaulichkeit ohnegleichen das unmögliche Nebeneinander jener zwei Hauptströmungen, die die Entwicklung des deutschen Schrifttums zwischen der Jahrhundertwende und unseren Tagen bestimmen. In einem letzten Aufbäumen überschlägt sich in diesem Jahre die Herrschaft des jüdischen und jüdisch infizierten Literatentums. Emil Ludwig, die Herren Feuchtwanger, Zweig, Wassermann, Döblin triumphieren, sie triumphieren in einer Weise, daß man mitunter meinen könnte, das Ende der Tage sei für den deutschen Geist gekommen. Daneben aber steht, vom Volke in seiner Gesamtheit noch nicht erkannt, aber gestützt auf wachsende Anhängerschaften, jene volkhafte Dichtung, die im Werk eines Paul Ernst und Emil Strauß, eines Hermann Stehr und Wilhelm Schäfer, eines Kolbenheyer und Hans Grimm und all der anderen, deren Namen hier zu nennen wären, etwa von 1925 ab immer mehr zu einem festen Block zusammengewachsen ist. Noch war es 1932 möglich, das Werk dieser Dichter mit dem schnöden Wort vom „total platten Land" zu beschimpfen, aber die Schläge, die der „Völkische Beobachter" während der Wahlen des Jahres 1932 gegen das jüdische Literatentum geführt hat, saßen bereits so gut, daß für den gläubigen Nationalsozialisten die bevorstehende Literatendämmerung nur noch eine Frage kürzester Zeit sein konnte. Sie war es, und die Flammen, in denen Anfang Mai 1933 die Vorherrschaft des geistigen Judentums zusammenbrach, mußte notwendigerweise von jenen Fackeln entzündet werden, die am 30. Januar 1933 in sieghaftem Leuchten das deutsche Land durchstrahlten.

Die Erledigung des literarischen Judentums an sich ließ jedoch die Frage der Geltung und Behandlung jener anderen literarischen und geistigen Gruppen offen, die entweder stark vom Judentum infiziert waren oder aber in anderer Weise ihren Pakt so sehr mit dem Zwischenreich gemacht hatten, daß eine klare Scheidung zwischen früherer Wirksamkeit und heutiger

Einsatzmöglichkeit als unerläßlich angesehen werden mußte. Der sorgfältige Beobachter und genaue Kenner der Verhältnisse sieht sich jedoch immer wieder der Tatsache gegenüber, daß Menschen mit mehr oder weniger Erfolg sich anschicken, Ansprüche auf geistige Führung zu erheben, die dazu ungeeignet sind, weil sie heute nicht Führer auf einem Gebiet sein können, auf dem sie gestern Verführer gewesen sind. Solange das dichterische Leben der Gegenwart als gestaltlose Masse ohne klar erkennbare Grund- und Umrisse gesehen wird, werden derartige auch noch so unberechtigte Ansprüche auf geistige Führung immer einen gewissen Erfolg haben. Sobald dieses Leben aber bei aller Vielgestaltigkeit, die ihm das Gepräge gibt, in seiner organisch gegliederten Ordnung sicht- und erkennbar gemacht wird, wird es einem unberechtigten Anspruch nicht oder nur für kurze Zeit möglich sein, durchzudringen und sich Geltung zu verschaffen. Denn je deutlicher die aufbauenden, nationalsozialistischer Weltanschauung verpflichteten Kräfte sich herausheben, um so weniger Aussicht auf Erfolg werden jene Vernebelungsversuche haben, die von den ehemals führenden Vertretern einer Kunstrichtung ausgehen, die der geistigen Haltung des Zwischenreiches entsprach.

Wenn wir alle diese Dinge im Auge behalten, dann ergibt sich eine unendlich große Anzahl von fruchtbaren Wechselbeziehungen zwischen Gegenwartsdichtung und Literaturwissenschaft, deren Bloßlegung und deren Wirkung nachzuweisen, Aufgabe der letzteren ist.

Einige Beispiele mögen diese Tatsache verdeutlichen. Nehmen wir einmal ein Problem wie die vergleichende Stiluntersuchung als eine der wichtigsten und reizvollsten Aufgaben einer Forschung, die einem unmittelbaren Bedürfnis dient und doch mit aller Würde der Forschung verbunden bleibt. Es steht nirgends geschrieben, daß die vergleichende Stiluntersuchung sich nur mit Literaturdenkmälern der Vergangenheit befassen dürfe. Für den aus nationalsozialistischem Geist und Instinkt heraus urteilenden Kritiker gehörte immer wieder zum Merkwürdigsten die eigentümliche Hilflosigkeit, mit der auch Menschen, deren nationale Gesinnung anzuzweifeln unberechtigt gewesen wäre, den Erzeugnissen des literarischen Judentums gegenüberstanden. Man konnte es vor 1933 auf Schritt und Tritt erleben, daß diese Kritiker die Werke eines Zweig, eines Wassermann, eines Döblin, eines Thomas Mann, was ihre Stoffe anbetraf, durchaus richtig einschätzten oder doch in ihrer Begrenztheit erkannten. Dann aber kam hinterher regelmäßig der Fußfall vor dem formalen Können der genannten Schriftsteller. Man gab zu: gewiß, die Stoffe und die innere Haltung in der Art ihrer Behandlung sind nicht Geist von unserem Geist, aber die Form, welch ein Können zeichnet sie aus, welch eine Meisterschaft ist hier am Werk! In allen möglichen Variationen wurde diese Verbeugung vor der Form der Werke der genannten Literaten wiederholt. Wer aber mit einigem gesunden Instinkt genauer hinsah, dem enthüllte sich ein erstaunliches Bild. Sollte das Deutsch eines Wassermann, eines Stefan Zweig, eines Thomas Mann, wie es sich bei letzterem z. B. schließlich herausgebildet hatte in den berüchtigten Josefs-Romanen, sollte dieses Deutsch tatsächlich die Idealsprache jener Lobredner dargestellt haben? Man vermöchte es nicht zu glauben, wenn man nicht in alten Zeitschriften-Jahrgängen nachschlagen und verfolgen könnte, wie tief tatsächlich die Unsicherheit in der Beurteilung der Form des jüdischen Literatentums und derer, die sich in seinem Gefolge befanden, bereits gegangen war. Die Literaturwissenschaft hat die Pflicht und die Aufgabe, durch genaue, gründliche, eindringliche Untersuchungen die Form- und Stilelemente des Literatentums herauszuarbeiten, die Ursachen für den Erfolg der von diesen Elementen gebildeten Formen festzustellen und außerdem zu untersuchen, warum Hunderte und Tausende von deutschen Menschen, die beim Anblick der Verfasser der Werke dieser Formart davongelaufen wären, auf diese Werke hereingefallen sind und ihnen zu einem Erfolg verholfen haben, vor dem wir so oft voll Schmerz, Abscheu und Niedergeschlagenheit gestanden haben. Untersuchungen, die sich auf die Stilelemente des jüdischen Literatentums beziehen, sind schon deshalb notwendig, weil sie gleichzeitig zu einer Rechtfertigung auch des formalen Wollens und Könnens der volkhaften Dichtung unserer Zeit führen müssen, denn die Anerkennung jener Formkunst schloß in den meisten Fällen ein die Anzweiflung, Ablehnung oder Verspottung der Formen, deren sich die volkhafte Dichtung bediente.

Eine wesentliche Rolle hat im Rahmen dieser Probleme die Übersetzbarkeit gespielt. Die Werke der Juden, die vor 1933 bei uns die literarische Herrschaft ausübten, waren leicht übersetzbar,

sie sind zum Teil gleich in mehreren Sprachen erschienen. Man hat etwas, was uns allen diese Werke in ihrer Bedeutung für das deutsche Volk sofort fragwürdig hätte erscheinen lassen müssen, für einen Vorzug gehalten, wie man andererseits die Tatsache, daß sich die Dichtung eines Kolbenheyer oder eines Emil Strauß weniger leicht in andere Sprachen übersetzen ließ, für einen Mangel zu halten geneigt war. Jahre hindurch wurde im Hinblick auf die Form auf Kosten einer bodenständig gewachsenen Dichtweise zugunsten einer Darstellungsart entschieden, durch die die deutsche Sprache ohne jede Hemmung und Ehrfurcht international abgeschliffen wurde. Die Literaturwissenschaft wird zu untersuchen haben, wie weit hier die Entwicklung bereits vorgeschritten war, wer ihre treibenden Kräfte gewesen sind, woher die Kräfte des Widerstandes dagegen kamen, welche Erfolge diesem Widerstand beschieden waren, von wem er getragen wurde und welches Echo sein Wirken in der Öffentlichkeit gefunden hat. Die Beantwortung all dieser Fragen ist von großem Nutzen für die Wertung der literarischen Erscheinungen vor 1933 und für die Entwicklung des literarischen Lebens seit 1933.

Dazu kommen eine Reihe von anderen Dingen, die sich ganz von selbst ergeben, wenn man die Entwicklung des deutschen Schrifttums während der letzten fünf Jahre ins Auge faßt. Die Jahre 1934 und 1935, dann wieder die Jahre 1937 und 1938, ließen ein ungeahntes Anschwellen der schriftstellerischen Gestaltung historischer Stoffe erkennen. Es ist darüber im Für und Wider viel geschrieben worden. Die Hauptprobleme, um die es sich handelt, sind etwa die: wie weit ist das Anschwellen der geschichtlichen Dichtungen als Besinnung unseres Volkes auf sein Werden in der Vergangenheit zu werten, und inwieweit handelt es sich um eine Flucht in die Geschichte aus Abneigung gegen die Gegenwart oder aus Unfähigkeit, Probleme der Gegenwart dichterisch zu behandeln? Die geschichtliche Dichtung unserer Tage stellt den Literaturwissenschaftler vor immer neue Fragen, die jeden locken müßten, der dem Geschehen unserer Zeit aufgeschlossen gegenübersteht. Welches sind z. B. die spezifischen Darstellungsmittel und Formelemente der geschichtlichen Dichtungen eines Werner Beumelburg, eines Robert Hohlbaum, eines Bruno Brehm, eines E. G. Kolbenheyer oder eines Walter

von Molo? Ein anderes Problem: es läßt sich gegenwärtig eine starke Tendenz feststellen, den historischen Roman nicht nur stofflich sondern auch formal zu modernisieren. Menschen, die vor Hunderten und Tausenden von Jahren gelebt haben, sprechen in Ausdrücken unserer Zeit. Es müßte nun untersucht werden, wo und wie die Grenzen eines solchen Verfahrens verlaufen. Es müßte untersucht werden, welche Forderungen sich von einem besonderen historischen Stoff aus an seine Darstellung ergeben und wie der Darsteller diese Forderungen erfüllt oder umgangen hat. Es wäre zu untersuchen, wie sich die Projektion gegenwärtigen Erlebens auf Vorgänge der Vergangenheit auswirkt oder wie aus Vorgängen der Vergangenheit Wegweisungen für gegenwärtiges Geschehen herausgearbeitet werden. Schon dieses eine Stoffgebiet des historischen Romans strotzt von Fragen und Problemen, deren wissenschaftliche Untersuchung nicht nur wünschenswert sondern notwendig wäre.

Dazu kommen zahlreiche weitere Problemkreise. Es wäre z. B. zu untersuchen, welche literarischen Strömungen in den einzelnen Jahren zwischen 1933 und 1938 vorherrschend waren. Derartige Untersuchungen wären aufschlußreicher, als vielleicht mancher denken mag, wenn er sich nur einmal obenhin mit dieser Sache befaßt. Mit der Herbstproduktion des Jahres 1938 z. B. wäre ein ganzes Seminar von jungen, strebsamen Germanisten zu beschäftigen, und es ist nicht einzusehen, warum nicht auch eine Beschäftigung mit diesem Gegenstand eine ausgezeichnete wissenschaftliche Schulung für die damit Beschäftigten sein sollte.

Es wäre zu untersuchen, welche von jenen Hauptströmungen sich von einem Jahr ins andere fortgesetzt, welche Entwicklung sie dabei durchgemacht haben oder welche Strömung nur vorübergehend sich bemerkbar machte, um dann wieder unterzusinken. Es wäre zu untersuchen, welche Entwicklung die Gestaltung politischer Themen und Stoffe seit 1933 genommen hat. Man stößt dabei neben vielem anderen auf die eigentümliche Erscheinung, daß Gestaltungen des österreichischen Kampfes oder des sudetendeutschen Kampfes, die unmittelbar im Anschluß an das gestaltete Geschehen vorgenommen wurden, weit ins Dichterische hineinreichen, während sich z. B. die gleichen Darstellungen aus dem Raum des Altreiches nur sehr schwer und langsam von der berichtmäßigen Form zu der dichterischen Darstellungsweise

durchzuringen vermögen. Auf welche Ursachen sind derartige Erscheinungen zurückzuführen?

Es wäre zu untersuchen, warum seit einigen Jahren so viele Übersetzungen bei uns herauskommen und warum sie so großen Anklang finden. Die Vermutungen, die über diese Erscheinung bis jetzt ausgetauscht wurden, treffen den Kern der Sache noch lange nicht. Eine gründliche, von dem Geist wissenschaftlicher Genauigkeit erfüllte Untersuchung würde sicher zu besseren Ergebnissen führen.

Wo immer wir in das dichterische Leben unserer Zeit hineingreifen, die Fragen, deren Aufhellung sich lohnen würde, fallen einem förmlich entgegen. Da gibt es z. B. das Problem Hermann Hesse, der einst von uns so sehr geschätzt worden ist und dem wir heute voll Distanz gegenüberstehen. Oder wie steht es um Hans Fallada? Was haben wir von Ernst Wiechert zu halten? Wo und wie sind Dichter wie Erich Ebermayer, Manfred Hausmann, Martin Beheim-Schwarzbach und andere in das Gesamtbild unserer Gegenwartsdichtung einzuordnen? Wie haben wir das Problem katholischer oder überhaupt religiöser Tendenzdichtung zu sehen?

Wie wirkt sich die an die Dichter unserer Zeit gerichtete Forderung, über das Persönliche hinauszugelangen zum allgemeinen Schicksal, auf das dichterische Leben aus? Wie gestaltete sich bisher das Verhältnis zwischen dieser Forderung und dem Recht auf die Darstellung persönlichen Lebens und persönlicher Schicksale? In welcher Weise lassen sich persönliches Schicksal und allgemeines Schicksal im dichterischen Werk miteinander verbinden, ohne daß auf der einen Seite die Betonung des allgemeinen Schicksals, die politische Seite einer Dichtung, aufdringlich stark hervortritt und ohne daß auf der anderen Seite die Darstellung in das belanglos Private sich verliert? Tiefe, tiefste Fragen steigen auf, wenn wir von den Erscheinungen des Tages ausgehen, sobald wir nur den Willen haben, unter ihre Oberfläche hinunterzusehen.

Eine weitere Fülle von Problemen bietet die Kunstbetrachtung auf dem Gebiete des Schrifttums. Seit Jahren wird viel für die Buchbesprechung getan, sie liegt niveaumäßig zum Teil immer noch sehr darnieder. So wäre es z. B. eine Aufgabe für einen Professor und sein Seminar, einmal ein Semester hin-

durch die literarischen Beilagen der größten Tageszeitungen und die wichtigsten literarischen Zeitschriften vergleichend zu verfolgen, um zu untersuchen, welche Reflexe das dichterische Schaffen auf das allgemeine geistige Leben wirft und welche Kräfte gegenwärtig das Kunstbetrachtertum bestimmen.

Welche Aufgaben harren noch der Untersuchung auf dem Gebiete der Begriffsklärung! Denn mit dieser Klärung hängt weitgehend die Klärung der Wertmaßstäbe zusammen, mit denen wir heute an die Untersuchung der dichterischen Erscheinungen der Gegenwart herangehen müssen. Wie verhält es sich mit den Begriffen volkhaft und völkisch? Schließt das eine das andere aus? Ist beides richtig und notwendig, oder ist nur eines davon möglich? Wird man der tatsächlichen Lage gerecht, wenn man die Volkhaftigkeit als Wertmaßstab zur Beurteilung von Erscheinungen verwendet, die außerhalb unserer Zeit liegen? In welcher Weise lassen sich die Forderungen, die wir an die neue Haltung des Dichters richten, auch formal verwirklichen? Wie steht es mit unserem Verhältnis zum Naturalismus? Inwieweit wirkt naturalistische Darstellungsweise in der volkhaften Dichtung der Gegenwart? Das sachliche Denken unserer Zeit führt bei Bauern-Romanen z. B. immer wieder zu dem Einwand, den man Dichtern gegenüber macht, daß sie ihre Bauern in einer Weise reden lassen, wie der Bauer sonst nie redet. Ist dieser Einwand richtig? Darf der Bauer in einem Bauern-Roman nur so reden, wie er in der Wirklichkeit auch sprechen, oder darf man ihm Worte und Gedankengänge in den Mund legen, denen er in der Wirklichkeit vielleicht nie Ausdruck geben würde?

Ein weiteres Problem: welche Verbindungen bestehen zwischen dem literarischen Leben unserer Zeit und dem Verlagswesen? Welche Entwicklung haben die führenden Verlage seit 1933 genommen? Was bedeuten der Insel-Verlag, der Albert-Langen/Georg-Müller-Verlag, der Eugen-Diederichs-Verlag, der Paul-List-Verlag u. a. m. für die Entwicklung des dichterischen Lebens unserer Zeit? Wie weit geht heute bereits die Wandlung bei Verlagen, die vor 1933 teils in jüdischer Hand, teils weitgehend jüdischem Geist verpflichtet waren? Welche Beziehungen bestehen, um ein Weiteres herauszugreifen, zwischen Auflagenhöhe, tatsächlichem Erfolg und eigentlicher Wirkung?

So gäbe es noch Hunderte von Fragen und Problemen des

dichterischen Lebens unserer Zeit, die zu behandeln keine unwürdige Aufgabe der Literaturwissenschaft wäre. Es kam uns hier in erster Linie darauf an, zu zeigen, daß Literaturwissenschaft und Gegenwartsdichtung keine Welten sind, die sich gegenseitig ausschließen; zu zeigen, daß die Gegenwartsdichtung Gegenstand forscherlicher Arbeit sein kann, ohne daß einerseits der Gegenwartsdichtung etwas angetan würde, was ihr nicht zuträglich ist, und andererseits der Wissenschaft Aufgaben und Arbeiten zugemutet werden, die sich mit der Würde wahren Forschertums nicht vertragen. Wir lehnen jede Art von Kunstrichtertum ab, aber wir sind leidenschaftlich dem Leben zugetan, und wir können daher nicht glauben, daß die Teilnahme an dem Geschehen unserer Zeit sich mit der Hinwendung zu wissenschaftlicher Arbeit nicht vertrüge. Immer hat das Leben das letzte Wort, und weil dem so ist, bleibt uns allen, wenn wir mit unserer Arbeit bestehen wollen, nichts anderes übrig, als dem Leben zu dienen, wenn die Gegenstände, mit denen wir es dabei zu tun bekommen, auch von noch so viel Fragezeichen umgeben sein mögen.

Dichtung als Brücke zwischen den Völkern Europas

von

Bernhard Payr

Ein Jahr, das in die gesamtdeutsche Geschichte als ein Jahr von beispielhafter Größe eingehen wird, neigt sich seinem Ende entgegen. Dieses Jahr, das uns die Verwirklichung des Großdeutschen Reiches und damit die endgültige Sicherung der Einheit unseres Volkes brachte, war erfüllt von weltpolitischen Spannungen größten Ausmaßes. Es stellte die gesamte abendländische Welt vor die schicksalsschwere Entscheidung: Krieg oder Frieden?, und wenn es der Einsicht jener vier großen europäischen Staatsmänner in München gelang, dem drohenden Ausbruch eines neuen Weltenbrandes buchstäblich in letzter Stunde noch vorzubeugen, so müssen wir uns darüber im klaren sein, daß durch die Erhaltung des Friedens nicht allein die vier beteiligten größten Kulturnationen Europas vor einem furchtbaren Schicksal bewahrt blieben, sondern daß darüber hinaus die gesamte abendländische Kulturwelt mit ihrer stolzen, altehrwürdigen Tradition hinübergerettet wurde in ein beginnendes neues Zeitalter, das — wie wir hoffen — unter dem Zeichen einer ungestörten friedlichen Zusammenarbeit stehen wird.

So groß auch in den letzten Jahren die Auseinandersetzungen und brodelnden Spannungen innerhalb der gesamteuropäischen Politik gewesen sind, so hat uns doch gerade diese unruhevolle Zeit die tiefsten Einsichten in das gemeinsame Wirken der abendländischen Völker vermittelt. Die große historische Schau „Europas Schicksalskampf im Osten", die zum diesjährigen Reichsparteitag in Nürnberg von der Dienststelle des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche

Erziehung der NSDAP. gezeigt werden konnte, hatte die verbindenden Kräfte sichtbar werden lassen, die in der gesamteuropäischen Vergangenheit zu einem gemeinsamen Handeln geführt haben, jene unvergänglichen und unvergleichlichen Kräfte, die uns berechtigen, von einem gesamteuropäischen Bewußtsein zu sprechen. Und gerade in Hinblick auf die großen Erschütterungen, die in der gegenwärtigen Zeit über den ganzen Erdball gehen, sollte diese Ausstellung das Bekenntnis zur europäischen Schicksalsgemeinschaft stärken, das der Führer selbst auf dem vorjährigen Reichsparteitag vor der Welt abgelegt hatte, als er davon sprach, daß wir in der großen europäischen Völkerfamilie zusammengehörten. Denn trotz aller Mißverständnisse und Temperamentsunterschiede hat innerhalb dieser Gemeinschaft der Völker eine gegenseitige kulturelle Befruchtung von allergrößtem Ausmaß stattgefunden. „Wir gaben uns ebenso Vorbilder, Beispiele und Belehrungen“, so sagte der Führer damals, „wie wir uns aber auch manche Freude und viel Schönes schenkten. Sind wir gerecht, dann haben wir allen Grund, uns gegenseitig weniger zu hassen als zu bewundern.“

So ist für uns heute die Zeit gekommen, in der wir mit wachem Bewußtsein darangehen wollen, den Gemeinsamkeiten der europäischen Kultur nachzuspüren, aber auch den großen und einmaligen Leistungen genialer schöpferischer Persönlichkeiten, die aus einem unserer Kulturvölker emporwuchsen und über die Grenzen ihres Landes und Volkes hinaus gewirkt haben, jener Persönlichkeiten, die durch ihre Kunstwerke Brücken von Volk zu Volk, von Nation zu Nation geschlagen haben. Die selbstverständliche Voraussetzung für alle derartigen Betrachtungen hat heute die unbedingte Achtung und Anerkennung gegenüber der rassenseelisch und völkisch bestimmten Verschiedenartigkeit der Leistungen großer Kulturnationen zu bilden. Erst die Mannigfaltigkeit dieser Leistungen läßt die Vielzahl der schöpferischen Geister zu einem Chore werden, dessen volltönende Stimmen die Ruhmeshalle der europäischen Geisteswelt erfüllen; erst aus der Vielheit der Nationen, die sich in ihrer Eigenart behaupten und auswirken, kann ein wirkliches Europäertum erwachsen, eine abendländische Gesamtkultur, an deren Wiederaufstieg wir glauben, weil die Voraussetzungen nicht mehr bestehen, die zu ihrem Untergang hätten führen können.

Unter den kulturellen Betätigungen der Völker kommt der Kunst in besonderem Maße ein völkerversöhnender Charakter zu. Nicht allein der Musik, der bildenden Kunst mit ihren Zweigen der Architektur, der Plastik und der Malerei, sondern auch der Dichtung ist dieser besondere Charakter zueigen, wenn es auch auf den ersten Blick so scheinen mag, als bildeten die Sprachen in ihrer Verschiedenartigkeit natürliche Mauern, welche die Dichtungen der Nationen voneinander fernhielten. Ein Blick auf die Geschichte der Weltliteratur vermittelt uns jedoch die Erkenntnis, daß diese Mauern immer wieder von starken und lebendigen Strömen geistigen Schöpfertums durchbrochen worden sind. Große Dichtungen, in denen das ureigentliche Wesen eines Volkes sich verkörpert und seinen höchsten künstlerischen Ausdruck findet, wirken gerade kraft des geheimnisvollen Gesetzes ihrer völkischen Erfülltheit und Eigenwüchsigkeit über den Bereich hinaus, aus dem sie sich zu ihrer einmaligen Größe heranbilden konnten, und der schimmernde Abglanz ihrer erhöhten Wirklichkeitsgestaltung verbreitet seine erhellenden Strahlen auch noch über die Saatfelder andersartiger, ja, entfernter Kulturen.

Es ist im Rahmen eines Vortrags nicht möglich, die Fülle der historischen Beispiele, an Hand derer jene völkerversöhnende Funktion des Brückenschlagens deutlich zu machen wäre, wie sie der großen Dichtung zukommt, auch nur in annähernder Lückenlosigkeit aufzuzeigen. Ich muß Sie daher bitten, mit einem ganz kurzen Überblick über die wichtigsten dichtungsgeschichtlichen Ereignisse vorliebzunehmen, die in Hinblick auf unser Thema genannt werden müssen. Wir wollen dabei in erster Linie der deutschen Dichtung im europäischen Raume unser Augenmerk zuwenden, von der eine ebenso starke Befruchtung auf die Dichtungen anderer Völker ausgegangen ist, wie diese wiederum der deutschen Dichtung Vorbilder und Anregungen geschenkt haben.

Die besondere Stellung, die gerade der deutschen Dichtung kraft ihrer unwiderruflichen Einmaligkeit und unvergleichlichen Eigenwilligkeit innerhalb des gesamteuropäischen Raumes zukommt, findet ihre besondere Erklärung darin, daß vor noch nicht allzuferner Zeit der deutsche Mensch nicht durch eine sinnliche oder bildhafte Verkörperung darzustellen war wie etwa *der* Franzose, *der* Engländer oder *der* Spanier, sondern daß er ewig in Bereitschaft war, immer auf dem Wege zu sich selber,

auf der Suche nach einer noch unfertigen, greifbaren Gestalt seines Wesens, das noch Friedrich Nietzsche als etwas bezeichnete, was nicht tiefverborgen in uns, sondern unermeßlich hoch über uns liegen müsse. Ein Volk — so konnte ich schon früher einmal ausführen* — von dessen führenden Denkern einer zu sagen wagte, daß ihm das Suchen nach der Wahrheit mehr bedeute als deren Besitz, wird immer wieder eine fruchtbare Unruhe über die anderen Völker bringen, und immer wieder wird im Laufe der Jahrhunderte einmal ein heißes Erschauern über die Erde gehen, wenn der leidenschaftliche Strom neuer Erkenntnisse die Dämme der deutschen Heimat überflutet und befruchtend in den geistigen Bereich anderer Völker und Kulturen einmündet.

Die innere künstlerische Einheit, unter der wir heute Germanentum und Griechentum betrachten, wird bestimmt durch das reine und unverfälschte Leben des nordischen Menschen, der seiner leib-seelischen Ganzheit höchste künstlerische Gestalt verleiht und damit zugleich ein europäisches Schönheitsideal erschafft, das zu den größten Bildungserlebnissen des gesamten Abendlandes zählen wird. „Ilias“ und „Odyssee“, die unsterblichen Epen Homers, bilden über den Wandel der Jahrtausende hinweg die unzerstörbaren, ehernen Brückenpfeiler der abendländischen Dichtung. Hier hatte nordisches Menschentum in einmaliger Größe den echtesten Ausdruck seines religiösen Selbstvertrauens gefunden. In diesen beiden großen Epen haben die dichterischen Offenbarungen der Kulturvölker des Abendlandes ihren glanzvollen Beginn genommen. Wer von den Späterlebenden einmal den Zugang zu dieser Bildungswelt gefunden hatte, dem erschlossen sich in ihrem Umkreise auch die großen dramatischen Werke der griechisch-antiken Tragiker: Äschylos, Sophokles und Euripides, und er lauschte den dunklen und orphischen Klängen eines Pindar oder den schmerzlich-heiteren Weisen anakreontischer Lyrik. — Die Dichtung des großen Staatsvolkes der Römer steht hinter der der Griechen zurück, deren unerreichtem Vorbilde sie beständig nacheiferte. Aber auch unter den dichterischen Manifestationen einer teils stoischen, teils epikuräischen Geisteshaltung, unter den Namen eines Catull und Horaz, Tibull und

* In dem Beitrag: „Das deutsche Schrifttum und seine Sendung im Abendlande“, erschienen in „Deutsche Saat in fremder Erde“, herausgegeben von Prof. Karl Bömer, Berlin 1936, auf den ich hier gelegentlich zurückgreife.

Ovid ragt als großer Sänger des römischen Fatums der Name Vergils empor, dessen „Äneis“ die Brücke bildet zu einem anderen, über tausend Jahre späteren Epos des Abendlandes, zu Dantes „Divina Commedia“, dem Werke jenes unerschrockenen Geistes germanischer Herkunft, der an der Seite der Ghibellinen gegen die widernordische Tyrannei der Papstherrschaft stand. In Homer, Vergil, Dante und dem Dichter des Nibelungenliedes hat die abendländische Epik ihre edelste Verkörperung erhalten. In den Werken dieser großen schöpferischen Persönlichkeiten fanden die höchsten rassenseelischen Kräfte großer Völker eine symbolische Gestaltung, vor der sich ganz Europa in Bewunderung zusammenfinden sollte.

Nordischer Geist hatte mit dem stabreimenden Heldenlied der gemein-germanischen Dichtung der Völkerwanderungszeit einen machtvollen Grundpfeiler errichtet. Aber während die heimische und eigenwüchsige germanische Dichtung in der Zeit der Karolingischen und Ottonischen Renaissance mehr und mehr zurücktritt, um auf nahezu vier Jahrhunderte zu verstummen, erhebt sich auf ihren stolzen Trümmern das französische Heldenepos. Es waren zum guten Teil germanische Überlieferungen, auf denen sich die adelig-feudalen Chansons de geste aufbauen konnten, insbesondere die Stammsage von Wieland dem Schmied. Und von nun an sehen wir, wie nicht nur von den schlanken Strebepfeilern und Fialen, den transversalen und diagonalen Gewölberippen der nordfranzösischen Kathedralen verbindende Brücken zu den Domen der deutschen Gotik hinüberführen, sondern wie auch der höfische Roman Frankreichs die deutsche mittelalterliche Epik entscheidend befruchtet. Die ersten größeren erzählenden Gedichte, die wieder in deutscher Sprache geschrieben werden, Lamprechts Alexanderlied und Konrads Rolandslied, haben beide französische Vorbilder gehabt. Insbesondere aber sind es die höfischen Romane des Chrestien von Troyes, der gegen 1160 in der Champagne das bretonische Sagengut zu bearbeiten beginnt und in fünf großen Romanen die Helden der Tafelrunde König Artus' besingt, die der Epik der mittelhochdeutschen Blütezeit stärkste stoffliche Anregungen geben. Hartmann von Aue hat bei seinen Epen „Erec“ und „Iwein“ aus dieser Quelle geschöpft, und auch die Tristansage, deren Heimat das nördliche Britannien war, ist erst auf fran-

zösischem Boden verarbeitet worden, bevor Gottfried von Straßburgs zauberhafte epische Schöpfung diesen Stoff zu seiner unsterblichen Gestalt verdichtete. Auch Wolfram von Eschenbach hat, bevor er seine eigene, tiefe Deutung der Parzivalsage gab, Chrestiens Parceval gleichsam als anregendes Motiv vorgefunden.

Nach dem Verfall der höfischen Dichtung bildet das Schrifttum des Humanismus ein starkes Bindeglied zwischen Deutschland, England, Italien und Frankreich, und der Schelmenroman zieht eine Zeitlang durch das ganze literarische Europa. Seine Krönung findet er in Spanien, als Cervantes mit seinem „Don Quichote" ein Buch schafft, das durch die heitere Weisheit, mit der der Dichter sich hier über das Leben und sich selbst erhebt, für alle Zeiten in die gesamteuropäische Dichtung eingeht.

Nachdem Luther die ganze nordische Welt geistig erschlossen, erobert und gegen Rom aufgebracht hatte, wird der Geist der Reformation zum Bindeglied und Leitstern des literarischen Lebens in den protestantischen Ländern. Allein das furchtbare Unglück des Dreißigjährigen Krieges bewirkt, daß die deutsche Dichtung nahezu ein Jahrhundert lang ein Schattendasein unter den Dichtungen des europäischen Raumes führen muß. Shakespeares Werk ist vollbracht, aber es liegt noch gleichsam schlummernd im Dämmer der Komödiantendichtung und harrt der Geister, die es zu ewigem Leben erwecken sollen.

Vorerst aber steigt am europäischen Himmel das Gestirn Ludwigs XIV. empor, und mit und nach ihm leuchten die strahlenden Sterne der französischen Klassik auf: Corneille, Racine und Molière, später La Fontaine und Voltaire, Dichter, die vor aller Welt Zeugnis von der Größe ihres Volkes ablegen. Das in Kleinstaaten zerrissene und durch furchtbare Kriegsverwüstungen geschwächte Deutschland erliegt auf viele Jahrzehnte dem verführerischen Glanze dieser Dichtung und läuft Gefahr, sich an die fremden Einflüsse der gleichen absolutistischen Herrschaft zu verlieren, die durch das Heer Mélacs in der Pfalz die Schlösser deutscher Fürsten verwüsten und in Flammen aufgehen läßt. Hier — so müssen wir mit aller Deutlichkeit sagen — hat die französische Literatur nicht Brücken der Versöhnung nach Deutschland hinüber geschlagen, sondern sie hat das deutsche Geistesleben unter ihre Zwingherrschaft zu bannen versucht. Gegen diese als un-

würdig empfundene Fremdherrschaft haben sich dann im 18. Jahrhundert die besten und wertvollsten Köpfe der Nation aufgelehnt. Klopstock, dem großen dichterischen Entdecker der Nation, und nicht dem Franzosen Rousseau kommt das Verdienst zu, mit der Wiedergeburt der deutschen Lebensform auch den Sinn für das Volkhafte und Natürliche im deutschen Volke geweckt zu haben. In seinem „Messias" sehen wir ihn als Geistesverwandten des Engländers Milton, der „Das verlorene Paradies" besang. An das Wirken deutscher Männer, wie Geßner und Gellert, Gottsched und Johann Elias Schlegel anknüpfend, gelingt es ihm, von Kopenhagen aus eine starke geistige Bewegung im Norden hervorzurufen, die durch mehrere Jahrzehnte hindurch deutsche und skandinavische, insbesondere dänische Dichter zu einer inneren Einheit verbindet und stärkste dichterische Anregungen mit sich bringt. Hier schlagen Klopstock, Gerstenberg und Carstens mit ihren Schriften Brücken zu Johannes Ewald und Jens Baggesen, Henrik Steffens und Adam Öhlenschläger.

Im letzten Drittel dieses Jahrhunderts gelingt es der deutschen Dichtung, sich endgültig aus dem Druck von Dumpfheit und Enge zu erheben und in einem Wachstumsprozeß von nie wieder erreichter Großartigkeit zu klassischer Höhe anzusteigen. Diese Dichtung ist es, die zur Zeit der Befreiungskriege das stärkste geistige Rüstzeug darstellen wird, mit dessen Hilfe die Fremdherrschaft eines Napoleon gebrochen werden kann. — Unvergessen hallt Herders Stimme, seitdem sie zum ersten Male ertönte, in allen Völkern des Ostens nach. Und wie ein unbegreiflich großes und leuchtendes Sternbild läßt Johann Wolfgang Goethes Dichtung ihren Glanz über die ganze Erde leuchten. Als die „Leiden des jungen Werther" erscheinen, da wird fast die gesamte abendländische Welt von einem wahren Taumel der Begeisterung erfaßt. Mit diesem Werk hatte der Fünfundzwanzigjährige dem Weltschmerz, der die junge Generation seiner Tage, zumal die Jugend Frankreichs vor Ausbruch der Revolution beherrschte, am Beispiel der Verabsolutierung einer Liebesleidenschaft dichterisch vollendet gestaltet und ins Sinnbildliche erhoben. Es wird in viele Sprachen übersetzt und findet überall da in der abendländischen Welt, wo junge Menschen die gleichen Gedanken denken und das Gleiche empfinden wie jener unglücklich Liebende, ein vielstimmiges und langanhaltendes Echo. Aus der Fülle der

Nachahmungen ragen die Romane dreier Franzosen und eines Italieners hervor: Benjamin Constants „Adolphe“, Chateaubriands „René“, Etienne de Senancours „Obermann“ und Ugo Foscolos „Letzte Briefe des Jacopo Ortis“. Für den Schweden Thorhild bedeutet das Werk ein entscheidendes Bildungserlebnis. Napoleon liebt den „Werther“ besonders und liest ihn während seines ägyptischen Feldzuges unter den Pyramiden. Später wird dieses Buch zu einem der treuesten Lebensbegleiter Stendhals. — Einen Nachklang findet diese stürmische Werther-Bewegung mit dem Erscheinen des „Faust“, der sich zwar langsamer, aber dafür um so nachhaltiger durchsetzt. Bedeutende Umdichtungen werden von dem unglücklichen Franzosen Gérard de Nerval sowie von dem Portugiesen Almeida-Garrett geschaffen.

Auch in England läßt die heraufkommende romantische Schule Drydens und Popes die deutschen Klassiker allmählich bekannter werden. Walter Scott überträgt Goethes „Götz von Berlichingen“. Der Schillerschen Dramen nimmt man sich besonders in Schottland an. Für die zweite Generation der englischen Romantiker wird Goethe zum vielbewunderten Vorbild. So dichtet kein Geringerer als Shelley einige Szenen aus dem „Faust“ nach, und auch Byron folgt in seinem „Manfred“ der größten Dichtung Goethes. Hier werden festere und schönere Brücken geschlagen als jene allzu gebrechlichen Stege, die von Samuel Richardsons weltbekannten, sentimentalen Romanen „Pamela“, „Clarissa“ und „Sir Charles Grandison“ zu ungezählten empfindsamen Romanen der deutschen Aufklärungszeit führten, bedeutendere aber auch als die Brücken, welche die englische Lyrik eines Pope, Thompson, Young und Percy mit Hallers, Brockes' und Hagedorns Gedichten verbanden.

Das größte Geschenk, welches England der abendländischen Dichtung gegeben hat, ist das Werk William Shakespeares gewesen. Schon Lessing hatte dessen Größe klar erkannt und ihn in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ auf weite Strecken gegen den Rationalismus und die strengen, bisher uneingeschränkt gültigen Regeln des klassischen französischen Dramas ausgespielt. Auch die Sturm- und Drangbewegung hatte sich Shakespeare genähert. Zum deutschen Klassiker aber wird er durch die meisterhafte Übertragung des Urtextes, die August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck im Jahre 1801 zum Abschluß bringen. Von

nun an wird der große Brite durch unzählige Zitate im Gedächtnis des deutschen Volkes weiterleben.

Sein Siegeszug durch Europa fällt zusammen mit der triumphalen Ausbreitung der Romantik, jener führenden geistigen Bewegung, die von Deutschland ihren Ausgang nimmt, um zu einer wahrhaft europäischen Bewegung zu werden. Ich kann diese Bewegung hier in dem ganzen Umfang ihres weitverzweigten Verlaufes ebensowenig erschöpfend darstellen wie in der Tiefe ihres geistigen Gehaltes. Ich kann nur daran erinnern, daß es ein weiter und mit zahllosen Brücken durchsetzter Weg gewesen ist, der von den deutschen Frühromantikern, von August Wilhelm Schlegel und Novalis zu den Engländern Wordsworth und Coleridge, den Franzosen Victor Hugo und Théophile Gautier, den Russen Lermontoff und Puschkin, den Italienern Manzoni und Leopardi, den Skandinaviern Grundtvig und Ingemann zu dem Spanier Becquer und dem Polen Mickiewicz geführt hat. Allein, wie stark auch die Wandlungen gewesen sind, die diese schöpferische und ins Unendliche sich verströmende Bewegung mit ihrer Entfernung vom Mutterlande erfahren sollte, so war es doch gerade das Volkhafte ihres Ursprunges, was auch andere Völker, die ihr begegneten, dazu getrieben hat, die neugewonnenen Erkenntnisse zu arteigenen Werten umzubilden und in farbige Bilder zu verwandeln. Während der ganzen Dauer dieser Bewegung hat ihr Ursprungsland nie die Führung aus der Hand gegeben, und Madame de Stael kann in ihrem berühmten Buche „Über Deutschland“ die schönen Worte sagen: „Die Deutschen sind wie die Aufklärer vor der Armee des menschlichen Geistes. Sie versuchen neue Wege, sie wenden unbekannte Mittel an. Wie sollte man nicht gespannt sein auf das, was sie nach der Rückkehr von ihren Vorstößen ins Unendliche zu sagen haben?“ Als man in Deutschland Shakespeare und Calderon entdeckt, in Spanien Pestalozzi, als in England Byron, Scott, Coleridge, Wordsworth und Shelley sich in Ehrfurcht vor Goethe verneigen, als man in Frankreich Jean Paul, Novalis, Tieck, Arnim und Brentano und die Schriften der Gebrüder Grimm zu übersetzen beginnt und August Wilhelm Schlegels Einfluß sich auf Frankreich und Italien, England, Skandinavien und Rußland erstreckt, da scheint jenes Zeitalter einer „Weltliteratur“ angebrochen zu sein, auf dessen Zustandekommen der

alternde Goethe noch wenige Jahre vor seinem Tode hatte hoffen können. Er verstand darunter keineswegs eine paneuropäische, unwirkliche und blutleere Internationalität der Kunst sondern eine geistige Grenzerweiterung unter vollster Bewahrung und Behauptung der eigenen Art, also eine Steigerung des Begriffs „Nationalliteratur“.

Das Wesen eines solchen geistigen Brückenschlagens wird wohl am besten bezeugt durch die einzigartige Erschütterung, die von dem Werk E. T. A. Hoffmanns ausgeht, das seine unauslöschlichen Spuren in der Dichtung aller europäischen Völker hinterläßt. In Rußland folgen ihm Gogol, Puschkin und später Dostojewski, in der angloamerikanischen Welt Thomas de Quincey und Edgar Allan Poe, in Spanien Gustavo Adolfo Becquer. Das junge Frankreich erwählt ihn zu einem seiner beliebtesten Autoren und treibt einen wahren Kult mit ihm. Sein psychologischer Realismus, der seine Erzählungen trotz ihres „genre fantastique“ auszeichnet, schlägt eine ganze Generation in seinen Bann und wird zum Gegenstand programmatischer Verherrlichung und unermüdlichen Nacheiferns. Unter der großen Nachfolge, die Hoffmann in Frankreich findet, sind vor allem Erzählungen von Balzac, Théophile Gautier und Gérard de Nerval, aber auch von Prosper Mérimée und der George Sand, von Jules Janin und Champfleury zu nennen. Aber bei aller Gleichheit der verwendeten stofflichen Motive ergeben sich bei seinen Nacheiferern völlig veränderte Sinngehalte. Das empirisch-pittoreske Element verdrängt das Metaphysisch-Hintergründige in diesen Erzählungen; das Wunderbare wird durch das Paradoxe abgelöst und das Phantastische durch das Exotische.

Mit dem Ende der Romantik ist zugleich auch der Traum von einer Weltliteratur im goetheschen Sinne ausgeträumt. Wohl kommt es noch zu regen Wechselbeziehungen zwischen einzelnen europäischen Nationen, aber je mehr Deutschland — wie schon Henrik Steffens bewundernd aussprechen konnte — ein jedes Volk nach sich selbst und nach seiner besonderen Geschichte hingewiesen hatte, um so mehr werden sich nun die Völker, zumal die slawischen, in der Dichtung ihrer selbst und ihrer rassenseelischen Besonderheit bewußt. Die Entwicklung geht dahin, daß man sich entweder geistig voreinander abkapselt oder

aber bedenkenlos einem künstlerischen Realismus von internationaler Prägung anheimfällt, der mit dem anwachsenden Liberalismus und Individualismus Hand in Hand geht. Zu Beginn dieser Entwicklung, in deren Verlauf die Dichtung immer mehr zu einem bloßen Ausdruck privaten Eigenlebens herabsinkt, finden wir das zersetzende Werk eines intellektualistischen Juden.

Wir kennen heute die Größe des Schadens, den Heinrich Heine durch Werke wie „Atta Troll“, „Reisebilder“ oder „Deutschland. Ein Wintermärchen“ angestiftet hat. Hier ist ein böser und hämischer Geist am Werke, der es darauf ablegt, Deutschland von Paris aus vor der französischen Öffentlichkeit in einem möglichst unvorteilhaften Licht erscheinen zu lassen, der zudem für seine giftig-dunklen Machenschaften, seine verbrecherischen Anschläge auf jene geistigen Brücken, über die deutsche Fackelträger der Romantik ihre Herzen und Geister erleuchtenden Werke nach Frankreich hineintrugen, den Judaslohn der französischen Regierung einstreicht. Dieser Geist der Zersetzung, von dem der wenig bekannte Ausspruch stammt: „Überhaupt erkläre ich ein für allemal, daß ich bereit bin, alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten“, er legt jetzt neben seinen Rassegenossen Löw Baruch, genannt Ludwig Börne, durch seine journalistische Tätigkeit, in der sich seichte Oberflächlichkeit mit Alleswisserei, Überheblichkeit mit Ehrfurchtslosigkeit vereinen, den Keim zu einer allgemeinen Unsicherheit und Verwirrung in der Beurteilung dichterischer Fragen. Je weiter die universalistische Ideologie von einer Internationalität der Kunst um sich greift, um so mehr verliert bezeichnenderweise die deutsche Dichtung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Boden, obwohl sie große Namen wie Wilhelm Raabe, Jeremias Gotthelf, Theodor Fontane, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer aufzuweisen hat. Ihre Stimme vermag den übermächtig anschwellenden Chor ausländischer Autoren zu einer Zeit, da kaum ein leidlich bedeutsames fremdsprachiges Buch in Deutschland unbeachtet und unübersetzt bleibt, nicht zu übertönen. Gewiß sind unter den Geistern, die von nun an in der Dichtung des europäischen Raumes den Ton angeben werden, auch Namen von hohem und höchstem Rang. Neben Dickens und Thackeray, neben Balzac, Flaubert und Victor Hugo wächst aus

der französischen Dichtung der große Romancier Stendhal, der Verfasser der unvergänglichen Romane „Rot und Schwarz“ und „Die Karthause von Parma“, den später Nietzsche als „das letzte große Ereignis des französischen Geistes“ feiern wird, zu einsamer Größe empor. Und mit starkem inneren Recht begrüßt man bei uns das blutsverwandte Volksepos, das der Flame Charles de Coster mit seinem „Tyll Ulenspiegel“ schafft, dem erst die deutsche Übersetzung zu seinem Ruhme verhilft. Aber allzu gebannt starrt das Deutschland der Vorkriegszeit auf die Überfülle von dichterischen Persönlichkeiten des Auslandes, die, mögen sie — einzeln gesehen — auch als bedeutende Künstler zu begrüßen sein, in der Gesamtheit ihrer Einflüsse die deutsche Dichtung eine Zeitlang auf ihrem ureigenen Wege behindern. Aus Skandinavien kommen Ibsen und Björnson, Jacobsen und Selma Lagerlöf, Strindberg und Hermann Bang; aus Rußland Tolstoi, Dostojewski, Maxim Gorki und der Westler Turgenjeff; aus Frankreich Zola und Maupassant, Anatole France und Romain Rolland, ferner Baudelaire, Verlaine und Rimbaud; aus Belgien Maeterlinck und Verhaeren; aus Italien Gabriele d'Annunzio und schließlich aus England Kipling und Stevenson, Oscar Wilde und Bernhard Shaw.

So ungefähr sieht die Lage aus, als der Weltkrieg über die abendländische Welt hereinbricht und ihr geistiges Gesicht in unsagbarer Weise verändert. Allein nach seinem Ende erreicht zugleich die unheilvolle Überfremdung des deutschen Geistes und der deutschen Dichtung ihren letzten Tiefstand. Das Werk der Zersetzung, von Heinrich Heine begonnen, scheint seiner Vollendung entgegenzugehen, als man allgemein im Ausland die deutsche Dichtung in den artfremden und leicht zu übersetzenden Werken von Thomas und Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger und Jakob Wassermann, von Stefan und Arnold Zweig verkörpert glaubt, während Namen wie Paul Ernst, Kolbenheyer, Emil Strauß oder Friedrich Griese kaum in deutschen Literaturgeschichten genannt werden. Aber auch der Strom der Dichtung, der aus dem übrigen Europa zu uns hereinfließt, ist beträchtlich getrübt durch eine Reihe von höchst fragwürdigen Erscheinungen, von denen jeder nationalgesinnte Ausländer zugeben muß, daß durch die Übersetzung solcher Werke die Literatur seines Landes in Deutschland keineswegs würdig vertreten ist.

Der schweren Bedrohung, der die deutsche Dichtung durch das Überhandnehmen derartiger Zerfallserscheinungen ausgesetzt gewesen ist, bereitet die nationalsozialistische Revolution ein endgültiges Ende. Deutschland schafft im Zuge seiner zielbewußt einsetzenden völkischen Kulturpolitik, die zunächst von einem bewußten „Ethos der Begrenzung“ geleitet wird, wieder klare und eindeutige Verhältnisse auf dem Gebiete des Schrifttums und bekennt sich zu einer volkhaften Dichtung, die mit den ewigen Lebensgesetzen des rassenseelisch bedingten Daseins der Nation im inneren Einklang steht. Die gesamtdeutsche Dichtung erhält jetzt wesentliche Antriebe von zahlreichen volksdeutschen Gruppen, die, vornehmlich aus dem Südostraum, über alle staatlichen Grenzen hinweg mit Hilfe ihrer Dichtung Brücken hinüber zur alten Heimat schlagen. Und sie öffnet ihre Tore weit den großen schöpferischen Persönlichkeiten, von denen heute die Dichtung des nordischen Kulturkreises getragen wird. Wir fühlen uns auf mancherlei Weise innerlich verbunden mit Dichtergestalten wie Knut Hamsun oder Johan Falkberget, Verner von Heidenstam und Gunnar Gunnarsson, den beiden Trägern des Henrik-Steffens-Preises der Universität Hamburg, und finden in ihren Werken zahlreiche Züge, die uns und unserer weltanschaulichen Haltung nahestehen und die zumal dem norddeutschen Menschen fast heimatlich vertraut sind. Mit der gleichen Aufgeschlossenheit verfolgt Deutschland sodann die Dichtung, die aus dem jungen Flandern heranwächst, die Werke eines Cyriel Verschaeve, Felix Timmermans oder Stijn Streuvels, die uns in vielerlei Hinsicht Zeugnisse artverwandten Geistes und volkhaften Lebensstils sind, zugleich aber auch Brückenposten, die zur angelsächsischen Dichtung hinüberführen.

Denn nun, da nach den ersten Jahren der Machtergreifung die nationalsozialistische Weltanschauung auf festen und unerschütterlichen Fundamenten ruht, nun verschließt sie sich nicht mehr vor der Weite der Welt. Sie geht jetzt, um einen tieferen Einblick in das Wesen und den arteigenen Charakter der anderen Mitglieder der großen europäischen Völkerfamilie zu gewinnen, bewußt und aus der Sicherheit ihrer eigenen Kraft heraus auch an die Auseinandersetzung mit der Dichtung des westlichen Kulturkreises heran, um deren Anderssein zu begreifen und zu ergründen. Und auch hier begegnet sie großen Geistern, zu deren

Werken sie einen inneren Zugang findet. Das neue Deutschland führt das schon vor seinem Anbruch begonnene Übersetzungswerk des großen Tragikers des Westens Joseph Conrad fort. Es verneigt sich — um nur ein paar Beispiele zu nennen — respektvoll vor dem männlich-kühnen Geist eines John Masefield, dem Träger des Shakespeare-Preises 1938 der Universität Hamburg, vor der schicksalsbeladenen Hintergründigkeit eines Charles Morgan, aber auch vor dem jugendlichen Künder der menschlichen Bewährung gegenüber dem Schicksal, Robert Brasillach, vor Edouard Estaunié, dem größten lebenden Tragiker Frankreichs, sowie vor dem landschaftverwurzelten Alphonse de Châteaubriant, der zu einem der treuesten Freunde des neuen Deutschland wird.

Und aus dieser Bewußtheit, mit der gerade die Fragen des zwischenvölkischen Zusammenlebens bei uns aufgegriffen und gestaltet werden, entsteht das große Experiment des Verständigungsromanes. Es ist kein Zufall, daß schon in den Titeln solcher Romane immer wieder das Bild von der Brücke gewählt wird. „Brücke über das Niemandsland“, „Die ewige Brücke“, „Brücken von Volk zu Volk“ sind hier zu nennen und schließlich „Brücke zum Morgen“, die Übersetzung eines englischen Romanes, in dem der unentwegte Deutschenfreund Philip Gibbs den politischen Meinungskampf seiner Helden in der gemeinsamen Überzeugung von der Notwendigkeit einer deutsch-englischen Verständigung enden läßt. Weitere wertvolle dichterische Beiträge zu diesem Thema sind durch frühere Romane von Philip Gibbs „Verwandte Welten“ und „England spricht“, durch das Buch „Der Quell“ von Charles Morgan sowie durch Heinrich Eckmanns „Eira und der Gefangene“ gegeben, während die Schriften der Frau Kennicott keine vollgültige Gestaltung des Problems bringen.

Demgegenüber ist das Bild des deutsch-französischen Verständigungsromanes bedeutend vielgestaltiger, wenngleich die französische Gegenseite, die bisher nur essaihafte Abhandlungen zu diesem Thema beigesteuert hat, leider noch mit eigenen Romanen ausfällt. Die unbedingte Achtung vor der völkischen und rassischen Andersartigkeit des großen Nachbarvolkes bildet die gemeinsame Voraussetzung aller von deutscher Seite aus unternommenen Versuche, diese Schicksalsfragen im Roman zu gestalten. Gewiß werden nicht wenige dieser Versuche der Vergessenheit anheimfallen wie etwa die überkonstruierten oder aus anderen Gründen unzulänglichen Bücher von Alexander Reuß „Zwischen den Völkern“, Johannes Kirschweng „Feldwache der Liebe“, Kurt Naue „Wir müssen uns verstehen, Louison“, Hans Schönfeld „Kreuzweg über den Rhein“, Wilhelm Dzialas „Die grünen Kronen“, Klaus Stief „Michael Weisgerbers Reise nach Paris“ oder Hans Deissinger „Das ewige Antlitz“. Aber man ist doch von den ersten tastenden und mitunter überaus unbeholfenen Versuchen allmählich zu besseren und reiferen Lösungen vorgedrungen, insbesondere da, wo das gemeinsame frontsoldatische Erlebnis des Krieges zum Ausgangspunkt genommen wird, um, wie beispielsweise Friedrich Sailer es tut, „Brücken über das Niemandsland“ zu schlagen und dem ehemaligen Gegner in aufrichtiger Achtung die Hand zur Verständigung zu bieten. Das beste von allen bisher erschienenen Werken zum Thema der deutsch-französischen Begegnung ist der Kriegsroman Adam Kuckhoffs „Der Deutsche von Bayencourt“, ein Buch, das sich auf äußerste Sachkenntnis gründet und weitab von allen bequemen Formeln liegt. Beseelt von einem fanatischen Willen zur unbedingten Wahrheit und Gerechtigkeit, hat der Verfasser in der Darstellung alles vermieden, was dazu dienen könnte, die rassisch bedingten Wesensunterschiede des deutschen und des französischen Menschen aufzuheben. Er zeigt vielmehr an zahlreichen psychologisch klar erfaßten Charakteren auf, daß diese Unterschiede naturgegebene sind und in ihrer ganzen Tragweite ohne Beschönigungen, Anklagen oder Entlastungsversuche in Rechnung gestellt werden müssen, wenn das deutsch-französische Problem ernsthaft behandelt werden soll. Insbesondere geht es ihm darum, in der Gestaltung der verschiedenen Vertreter beider Völker den unbedingten Glauben an die Ehre der Nation sichtbar zu machen.

Vom Schicksal der Kriegsgefangenen und Internierten in Frankreich, Deutschland und in der Schweiz wissen die Bücher von Walter Pegel, „Das Fräulein auf dem Regenbogen“, Erhard Wittek „Bewährung der Herzen“, Friedrich Ernst Peters „Der heilsame Umweg“ und Georg von der Vring „Der Goldhelm“ zu berichten, während die Erlebnisse junger deutscher Menschen, die das Frankreich der Nachkriegszeit kennenlernen, besonders in Anton Dörflers schönem Roman „Die ewige Brücke“

und Carl Rothes sauberem Buch „Die Zinnsoldaten“ dargestellt werden. Am häufigsten aber sind die Versuche, die tragischen Spannungen zwischen beiden Völkern symbolisch durch die Schicksale zweier Liebender zu gestalten, die sich auch in vielen der bereits genannten Werke finden. Nahezu alle derartigen Versuche bevorzugen einen tragischen Ausgang, der freilich in den seltensten Fällen aus innerer Notwendigkeit heraus erfolgt wie etwa in den erschütternden Romanen „Olivia“ von Carl Rothe oder „Dieter und Yvonne“ von Oskar Gluth, sondern zumeist als zufallsbedingte Verlegenheitslösung wie beispielsweise in Kirschwengs „Feldwache der Liebe“, Polly Maria Höflers „André und Ursula“ oder Anton Steinigers „Brücke von Volk zu Volk“. Demgegenüber verdient das tragische Nicht-zueinander-finden aus inneren Gründen, wie es sehr schön Walter Pegel in seinem ein wenig unwirklichen Buche „Das Fräulein auf dem Regenbogen“ aufzeigt, den Vorzug. Die gleiche Lösung vermag jedoch in Karl Adolf Mayers Büchern „Das Jahr in Dijon“ und „Einkehr in Paris“ nicht zu überzeugen, weil sich hier die Beziehungen der Liebenden nicht über die Ebene des rein Privaten hinaus erheben. Allein bei Erhard Wittek kommt es zu einer großartigen „Bewährung der Herzen“, in der zwei Menschen von rassisch verwandter Art, ein deutscher Kriegsgefangener und eine Flämin, die Kriegerwitwe eines französischen Bauern, getragen von der Wirklichkeitsfülle einer echten Leidenschaft, für das ganze Leben zueinanderfinden.

All das mögen kleine und unbedeutende Versuche eines dichterischen Brückenschlagens sein im Hinblick auf die großen verbindenden Ereignisse der gesamteuropäischen Kunst und im Vergleich zu den einzelnen unvergänglichen Werken der abendländischen Dichtung, die immer wieder im Laufe der Jahrhunderte Brücken zwischen den Völkern Europas gebildet haben. Aber diese Experimente, auch sie sind ein ehrlicher Beitrag unserer Zeit zu unserem großen Problem, ein Beitrag von Menschen, deren Schicksal es ist, ihre eigene Stellung im geschichtlichen Werdeprozeß tätig und mit hellwachem Bewußtsein mitzuerleben. Gerade diese Bewußtheit aber ist dazu angetan, in uns allen das Gefühl dafür zu stärken, daß nur die Dichtung im europäischen Raum Gehör finden kann, die den innersten Charakter des Volkes widerspiegelt, aus dem sie in so wunderbarer und geheimnisvoller Weise hervorgegangen ist. Und zum anderen: daß das völkerversöhnende geistige Geben und Nehmen, Säen und Ernten, Befruchten und Gebären innerhalb der Dichtung der abendländischen Völker eine Vielzahl von schöpferischen Persönlichkeiten zur Voraussetzung hat. Erst dann kann sich aus dem lebendigen Wechselspiel der ewig sich erneuernden völkischen Kräfte jener höchste Reichtum an dichterischen Offenbarungen heranbilden, der als gesamteuropäisches Schöpfertum zu den edelsten Gütern der abendländischen Menschheit und ihrer altehrwürdigen Kulturwelt zu zählen ist.

Dichter bilden das Volk

von

Hein Schlecht

Ich bin mir der Verpflichtung bewußt, die mir bei der Behandlung des Themas „Dichter bilden das Volk" auferlegt wurde. Ich werde mich bemühen, meine Gedankengänge mit jener Ehrfurcht zu lenken, die wir dem Dichter und seinem Werk schuldig sind. Es sei mir daher auch gestattet, den Dichter selbst sprechen zu lassen, wo es mir angebracht erscheint. Wenn ich meinem Thema gewisse Grenzen setze und das Problem der Dichterlesung besonders eingehend behandle, so geschieht das im Sinne des Amtes Schrifttumspflege; denn in der Lesung bildet der Dichter im wahrsten Sinne des Wortes das Volk.

„Das Volk bedarf der Dichter als seines verwandelten Selbst." Dieses Wort Josef Magnus Wehners deutet ebenso das Wesentliche der Beziehungen zwischen dem Volk und dem Dichter als schöpferische Persönlichkeit, wie der kluge Ausspruch Wilhelm Schäfers: „Nicht einen Spiegel hält der Dichter in der Hand, dem Zeitalter und der Mitwelt den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen, sondern in ihm ist der Gestaltwille des Volkes geschäftig, Sinnbilder seines Lebensraumes zu schaffen."

Dichter führen uns an den geistigen Ort heran, den sie selbst im Leben des Volkes einnehmen. Sie sind nur als echte Dichter fähig, ihren großen Auftrag zu erfüllen. Ihre Sendung ist im Rahmen einer starken und gesunden Volksführung klar umrissen und zugleich abgegrenzt von den Aufgaben des Politikers, der aktiv eingreifend das Volk leiten, erziehen, schulen und zum Einsatz für die konkreten und drängenden Fragen des Alltages bringen muß.

Der Dichter soll durch sein Werk wirken, mit dem er einen Baustein für das überzeitliche und überindividuelle Bild der rassisch gebundenen deutschen Volkheit schafft, für jenes geheime

Wesen, das dem nüchternen Verstand entrückt ist und in den Menschen wirkt und zum Ausdruck kommt, die Dichter werden müssen. Das Werk der Dichter bestimmt die dichterische Persönlichkeit, andere Maßstäbe gibt es nicht. Nur vom Werke her läßt sich bestimmen, ob jemand Dichter ist oder nicht.

Durch die Lesung wurde dem Dichter ein Weg geebnet, mit Hilfe des eigenen Wortes sein Werk den Hörern nahezubringen. Hierbei bleibt die Frage offen, ob jedermann ein Werk als Dichtung und zugleich als Bereicherung für sich selbst anerkennt oder nicht. Insbesondere möchte ich den vorschnellen und oberflächlichen Kritikern der besinnlichen, vor allem der lyrischen Dichtung, die nur zu oft als unwirklich oder phantastisch abgelehnt wird, ein Wort Josef Weinhebers mit auf den Weg geben: „Weil einer kein Organ für die Kunst hat, ist er noch lange kein realerer Mensch als jener, der dieses Organ besitzt. Ihm fehlt ein Sinn, wie Sehen, Hören, Riechen, ein Bestandteil jener menschlichen Gaben, die es uns ermöglichen, das Leben zu erleben!"

Gerade weil wir die volkhafte Dichtung wünschen und ersehnen, müssen wir uns hüten, die Persönlichkeit des Dichters mit einem platten Durchschnittsmaßstab zu nivellieren. Stellen wir den Dichter mit seinen Lesungen mitten ins Volk, so mögen wir stets dessen eingedenk sein, daß seine große und wichtigste Aufgabe darin besteht, die Seelen der Volksgenossen mit einer Kraft zu stärken, die sie über den Alltag erhebt. Die Gefahren, die dieser erhebenden und erhabenen Sendung der dichterischen Persönlichkeit von einseitigen, entweder nur in berechenbare Dinge verstrickten oder erfolgshungrigen Menschen drohen, hat Josef Weinheber auf dem großdeutschen Dichtertag in Weimar gleichfalls meisterlich umrissen.

Nicht die Menge des künstlerisch Produzierten, erst der Grad der lebendigen Beziehung, die ein Volk dazu hat, bestimmt die Kulturhöhe des Volkes. Je tiefer ein Volk in der Kunst lebt, desto höher steigert es seine seelischen und gemüthaften Kräfte, wie umgekehrt ein seelisch durchgebildetes Volk seine Dichter dazu ermächtigen wird, das zu sagen und es so unbedingt zu sagen, wie es ihnen ihr inneres Gesicht vorschreibt. Nur jene edel strebende Gefolgschaft verbürgt dem Dichter jene einzige und wahre Freiheit, die er selbst besitzt, nämlich ganz er selbst sein

zu dürfen, weil er ganz im Volke ist. Das, was wir unter Dichterlesung verstehen, ist neuartig und einmalig und nur aus unserer Zeit zu begreifen. Es gibt hierfür ebensowenig historische Vorbilder wie für den nationalsozialistischen Volksstaat. Betrachten wir die Geschichte der germanischen deutschen Dichtung, so werden wir allerdings ähnliche Ansätze wahrnehmen können, die den Bedingungen und Notwendigkeiten ihrer Zeit entsprechen. Diese Beobachtung bestärkt uns erstens darin, unsere Kräfte für das als richtig erkannte Ziel voll einzusetzen und zum andern die rechten Maße für die Art dieses Einsatzes aus den Erfahrungen zu gewinnen, die die Geschichte uns bietet.

Welche Stellung nehmen die Dichter in den Zeitläuften unserer Geschichte als Sprecher ihrer Lieder und als Lesende ihrer Dichtungen ein?

Die erste Form der gesprochenen Dichtung finden wir bei den altgermanischen Sängern an den Höfen der großen Volkskönige. Ihre Dichtung gilt dem Ruhm des Volkskönigstums, des kriegerischen und männlichen Einsatzes. Ihr Heldenlied behandelt nicht die Tagespolitik, wohl aber die männliche Kraft und Stärke, die der Ordnungswelt des germanischen Volkskönigstums den Sinn gibt, den aktuellen politischen Gehalt der damaligen Zeit bildet und überzeitliche Bedeutung für alle Deutschen der Zukunft gewann. Die große Wirkung der gesprochenen und vorgetragenen Dichtung erklärt sich daraus, daß der Dichter zu damaliger Zeit gleichberechtigt neben den Helden und Mannen des Königs steht. In den Heldenliedern und Sagen spiegelt sich das Wesen aller Freien; der König und seine Mannen werden nicht mit Hilfe literarischer Kunstmittel zu sogenannten „Helden" gestempelt, sondern der Dichter zeichnet sie als wehrhafte und starke Männer, als die sie sich in ihrer Zeit und in ihrer Welt behaupteten.

Wenngleich wir weit entfernt von den Dichterlesungen der Gegenwart und ihrer Gesetze sind, so bringen wir aus der damaligen Zeit dennoch in Erfahrung, was auch für unsere Aufgabe die Grundlage schafft: nämlich die enge, ja, kameradschaftliche Verbundenheit des Dichters mit der politischen Führung und seine weltanschauliche Einheit mit den Hörern.

Verfolgen wir die Geschichte der deutschen Dichtung weiter, so stoßen wir auf einen Bruch in der Entwicklung, hervorgerufen

durch den engherzigen Glaubenseifer und Machthunger der Kirche, deren führender Einfluß auf geistigem Gebiet mit dem Zerfall des Volkskönigstums beginnt. Der Dichter verliert seinen Platz in der festgefügten Ordnung, er wird zum Spielmann, der seine Kunst neben Gauklern und Artisten gegen Bezahlung feilbietet. Er wird von den Konzilbeschlüssen und Kapitularien der Geistlichkeit verfolgt, die in dem fahrenden Spielmann den Kämpfer für die Erhaltung des Heidnischen und den Träger des stammesgebundenen Brauchtums, z. B. der germanischen Hochzeit und Totenfeiern, erblickt. Hier wurde, modern gesprochen, mit den altbewährten Mitteln der Bürokratie eine volkhafte Entwicklung im Keim erstickt. Allerdings hat das uralte stammes- und landschaftsgebundene Volkstum, dem der Kampf der Kirche galt, alle Anfeindungen überlebt.

Zur Ritterzeit gewann der Dichter das ihm gebührende hohe Ansehen wieder zurück. Der Ritter selbst wird zum Dichter, und an vielen Höfen zählen die Dichter zur Familie. Damit beginnt auch für den dichterischen Vortrag ein neues Ordnungsprinzip. Das musische Wirken des Dichters vollzieht sich in einem kleinen Freundeskreis, seine Stellung am Hofe, beispielsweise des sängerfreundlichen Landgrafen von Thüringen, des Markgrafen von Meißen, bei Leipold von Österreich, Ludwig von Bayern oder Wenzel von Böhmen ist eine andere als die der altgermanischen Sänger am Hofe Theoderichs. Vor allem aber hat sich die Wirkung von Grund auf geändert. Der dichterische Einfluß wird auf die ritterliche Gesellschaft beschränkt, sie ist politisch gesehen enger und begrenzter als die Gemeinschaft der Freien im Volkskönigstum, denn neben dem Rittertum erwachten neue soziale Kräfte, die Bauern und die Bürger. Der international propagierte und verwirklichte Kreuzzugsgedanke und die dem Volks- und Stammestum gleichfalls international übergeordnete Welt des ritterlichen Lebens trugen das ihre dazu bei, diese Begrenzung auf den Stand oder den erlesenen Kreis zu unterstreichen. Äußerlich finden wir hier zum ersten Male die Form der Dichterlesung nach literarischen Prinzipien. Der Dichter trug eigene, aber auch fremde Werke vor, je nach den Wünschen des Hausherrn. Rudolf von Ems hat uns darüber folgendes berichtet: „Der Leute Art ist ganz verschieden, der eine hört gern, wie Dietrich von Bern kraftvoll in fremden Landen stritt, es will

auch einer von des Artus höfischen Tugenden sagen hören, einer von leichten Tagen, einer von Minne, einer von Weisheit, mancher auch von Gott; aber viele Leute sind so: denen bedeutet alles Erzählen gar nichts, wenn nicht von Landstreichern die Rede ist."

Im Mittelpunkt der Ritterdichtung steht das Rittertum mit seinen Gesetzen: „frum und êre", Nutzen und Ehre, gesteuert durch das ethische Gesetz der „mâze". Und inmitten dieses Lebensstiles entwickelt sich beim Hörer der vorgetragenen Dichtung, gewissermaßen analog der These von frum und êre, wie die Worte von Rudolf von Ems zeigen, der individuelle literarische Geschmack zum eigenen Nutzen. Wir stoßen also schon in dieser frühen Zeit auf die Form der literarischen Gruppe, hier ständisch gegliedert und der politischen und sozialen Erscheinung des internationalen Rittertums zugehörig. Wir sprechen damit kein Urteil über die großen Werke dieser Zeit, über Heinrich von Veldeke, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg. Es bedeutet auch keine Verkleinerung ihres Könnens, wenn wir Walther von der Vogelweide besonders hervorheben, weil er als erster politischer Dichter von großen Gnaden die geltenden Formen der dichterischen Sprache seiner Zeit durchbrach und verpflichtend für das deutsche Wesen und die politische Einheit aufrief. Walthers Anspruch, durch den Vortrag seiner Lieder in allen deutschen Landen dem Reich und einem starken Kaiser zu dienen, steht für die damalige Zeit einzigartig da. Er verlor, einst in Gunst bei Friedrich I., unter dessen Nachfolger sein Lehen und hat alle Nöte des „Fahrenden" auf seinen Wegen von der Seine bis zur Mur, vom Po bis zur Trave kennengelernt. Walther von der Vogelweide, der zeitlebens Gast war und selbst gern „Wirt" sein wollte.

Lenken wir von seinem unsteten Leben unsere Gedanken auf unsere Dichter zurück, die zur Winterszeit von einer Lesung zur anderen eilen, so gewinnt Walthers Sehnsucht nach einem Heim auch für die Gegenwart mit ihren Aufgaben, die sie den lesenden Dichtern stellt, eine kulturpolitische Bedeutung, die der Beachtung wert ist. „Nur wer Wirt ist, der kann wohl vom grünen Klee singen." Nur wer Ruhe findet, kann die mannigfaltigen Eindrücke des Lebens und seiner Begegnungen im Werke fruchtbar verarbeiten und gestalten.

Es ist das Wesen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichtung, daß sie zuerst gesprochenes Wort war; das unterscheidet sie zutiefst von der neuhochdeutschen. Der Dichter erzählte, trug Dichtungen, die er genau kannte, vor und ergänzte wohl auch seine eigenen Dichtungen während des Vortrages.

Zwischen den Zeiten liegt die Erfindung des Druckes und die Reformation mit der Lutherschen Bibelübersetzung, durch die weite Kreise des Volkes erstmalig zum Lesen des gedruckten Wortes kamen. Überblicken wir aus der Zeit des Mittelhochdeutschen die weitere Entwicklung des Neuhochdeutschen, so ist eine fortschreitende Individualisierung der Dichtung festzustellen, die in gleicher Weise eine individualistische Differenzierung beim Leser bewirkt. Damit gewinnt der Dichter stärker als zuvor, stärker als zur Ritterzeit, den Charakter der Einmaligkeit und der Besonderheit, was seinen Beruf angeht. Aus der Bindung in der politischen Macht des Volkskönigstums oder in der Gesellschaft des Rittertums oder in der, einem eigenen ungeschriebenen Lebensgesetz unterstehenden Notgemeinschaft der Fahrenden und Spielmänner, gerät er in die Vereinzelung des großen Heros, der sein Gesetz in sich trägt. Die Großen der Nation, Goethe, Schiller, Hölderlin u. a., sind durch ihr Werk, das unvergleichbar ist, in diese Stellung hineingewachsen. Um sie herum, in ihrem Schatten, entwickelte sich der Lebensbereich des gebildeten, individualistischen Bürgertums. Im 19. Jahrhundert entstanden die literarischen Zirkel, in deren Mittelpunkt Dichter und Gelehrte, Kritiker und Freunde der Dichtung stehen. Wohl werden Dichtungen vorgetragen, aber dem Individualisten der Zeit genügt das Erlebnis der Dichtung nicht. Wichtiger ist das literarische Gespräch, mit dessen Hilfe der Kritiker die Führung übernimmt. Wir wissen, wie sich über dem Umweg der geistreichen, aber den dichterischen Wert desillusionierenden Kritik über die literarischen Salons der Romantik, das Judentum mit seiner einseitig analytischen und deshalb zersetzenden Begabung den Eingang nicht nur in die deutsche Literatur und Literaturgeschichte, sondern überhaupt den Weg in das deutsche Volksleben gebahnt hat.

Die in den literarischen Salons ausgestreute Saat der planmäßigen Diskussion über die Dichtung trug ihr Teil dazu bei — besonders durch den Einfluß der Juden — daß die Einheit der deutschen Dichtung nach der Einführung der konstitutionellen

Monarchie mit parlamentarischer Volksvertretung nicht gewahrt werden konnte. Die Gruppen und Grüppchen von Dichtern, die sich nach und mit dem Naturalismus bildeten oder um Zeitschriften versammelten, waren literarisch und politisch orientiert, und zwar politisch im Sinne des Parteiwesens. Die literarischen Gesellschaften, die Dichter sprechen ließen, waren gleichfalls, besonders seit 1918, politisch eingestellt.

Auch diejenigen literarischen Gesellschaften, die sich die Pflege des völkischen und volkhaften Schrifttums zur Aufgabe setzten, um so die von der anderen Seite und von der Systempresse totgeschwiegenen Dichter durchzupauken, mußten notgedrungen und obwohl sie keine Partei sein wollten, der Struktur des damaligen Parteienstaates zufolge, eine politische Frontstellung gegen die literarischen Tendenzen der anderen einnehmen. Die literarischen Linksgruppen versuchten ihrerseits mit den Dichtern aus dem Arbeiterstande eine Kulturpropaganda für ihre innenpolitischen marxistischen Ziele zu betreiben. Außerdem gab es literarische Zirkel und Grüppchen, in denen der Geist des anderen Klassenprinzips, der der Parteien von Besitz und Bildung zu Hause war und die mit dem gesprochenen Wort des Dichters nur ihre ästhetische und intellektuelle Neugierde befriedigen wollten. So wurde durch die Dichterlesungen in der Nachkriegszeit keine Einheit geschaffen, sondern das Gegenteil von dem erreicht, was wir heute wollen. Es entstand eine Kluft zwischen sogenannter Arbeiter-Dichtung und bürgerlicher Dichtung. Der Dichter selbst wurde Spielball zwischen den Interessenten der einzelnen literarischen Gesellschaften, wenn er nicht gar, als völkischer Dichter, übergangen und totgeschwiegen wurde. In dieser Zeit und in dieser Unruhe konnte nur d i e Dichtung entstehen und gepflegt werden, wie wir sie an dem Beispiel der literarischen Systemgrößen, vor allem der Juden, kennengelernt haben.

Nach diesem historischen Rückblick sei es mir erlaubt, auf die Gegenwart überzuleiten.

Wahre Dichtung entsteht in der Einsamkeit. Sie reift in der Seele des Begnadeten und wird in segensreicher Stunde zum Werk, das in seiner Gestalt nicht mehr seinem Schöpfer allein, sondern der Gemeinschaft gehört. Sein geistiges Schaffen vermittelte uns eine kulturelle Tradition, die der großen politischen Vergangenheit unseres Volkes würdig ist.

Wir alle wissen um die Schicksale unserer großen Dichter. Oft war mit dem geistigen Ringen um ihr Werk und seine Durchsetzung der furchtbare und nicht selten lebenslange Kampf um das tägliche Brot und das nackte Leben verbunden. Deutsche Dichter, deren Namen wir heute mit Ehrfurcht nennen, weil ihre Werke unsterblich geworden sind, haben den Hungermarsch ihres Lebens hinter sich, und es blieb der Nachwelt überlassen, ihre verblichenen Häupter mit dem Lorbeer des Ewigkeitsruhmes zu kränzen. Welch bittere Klage liegt in dem Totenvers, mit dem Friedrich Hebbel dereinst sein kämpferisches Leben beschloß:

> „Ohne Gefolge betrittst du die Welt, und ohne Geleite
> gehst du wieder hinaus. Sei denn getröstet, o Mensch,
> wenn dich im Herbst die Freunde wie Katzen und Schwalben verlassen,
> denn in der bittersten Not war noch ein jeder allein."

Gibt es ein schwereres Schicksal, sich selbst als Träger großer Gedanken und hoher Ideen zu wissen und nirgends ein Echo zu finden? Gibt es ein größeres Leid als hungernd und darbend aus der Liebe zu Volk und Heimat dem Werke treu zu bleiben, dafür Hohn und Spott zu ernten und überall tauben Ohren zu begegnen? Es sollte uns in der Gegenwart Mahnung und Warnung und zugleich auch Wegweiser sein, wenn einer unserer namhaftesten deutschen Dichter bekannte, daß seine Gedichte Jahrzehnte hindurch in den Schreibtisch wanderten, bis seine Lyrik durch den Nationalsozialismus beim deutschen Volke Gehör fand. Was kann es Schöneres für einen Dichter geben, als das erhebende Gefühl zu haben, von seinen Brüdern und Schwestern verstanden zu werden. Dieses Gefühl ist wertvoller als jeder äußere Ruhm, mit dem wir nicht sparsam genug umgehen können. Er gebührt in erster Linie dem geschlossenen Lebenswerk, denn der Lorbeer des Ruhmes wird nur von demjenigen mit Würde getragen, der als Persönlichkeit die nötige Reife besitzt.

Wir haben das Glück, in einem Staat zu leben, der um das Wohl seiner Künstler und Dichter besorgt ist. Diese Sorge beschränkt sich nicht nur auf die Pflege und Förderung der volkhaften Dichtkunst, sondern auch auf die Betreuung der lebenden und schaffenden Dichter und Schriftsteller. Die Jahre liegen hinter uns, in denen die Spreu vom Weizen gesondert wurde, in denen

der volksfremde Literat verschwand und dem volkhaften deutschen Dichter neue materielle und ideelle Lebensgrundlagen geschaffen wurden. Wir besitzen in Deutschland wieder einen verantwortungsbewußten Verlegerstand, der dem guten Buch eine neue Heimstatt geschenkt hat. Wir besitzen eine große Zahl begnadeter Dichter und Schriftsteller, deren Werke nicht nur geschrieben, sondern auch gedruckt und gelesen werden. Wir besitzen einen brauchbaren dichterischen Nachwuchs, der zu den besten Hoffnungen Anlaß gibt, und wir können nicht zuletzt mit Freude und Genugtuung feststellen, daß die Leser- und Hörergemeinde deutscher Dichter von Tag zu Tag in allen Schichten unseres aufnahmebereiten deutschen Volkes wächst und gedeiht. In der Vorkriegs- und Systemzeit galt der Standpunkt, daß der wahre Dichter über den Wolken schwebe, daß er nur für die Auslese der Wissenden da sei und auf die Bindung mit dem gemeinen Volke verzichten könne. Wir erlebten, wie der sogenannte Dichter zum vergänglichen Schreiberling wurde und wie das Volk das Todesurteil über ihn sprach, indem es sich von ihm und seinem Werk abwandte. Es war im neuen Deutschland unsere erste Aufgabe, diese für die deutsche Dichtkunst verheerende Epoche mit allen Kräften zu überwinden und den Dichter wieder mitten hinein in sein Volk zu stellen. Hierbei haben uns die Dichter selbst die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Mit dem Durchbruch der volkhaften Dichtung kamen ja Männer und Frauen zu Wort, die weit in der Mehrzahl nicht etwa den oberen Zehntausend angehörten, sondern als Kinder des Volkes geboren sind. Wie Ludwig Thoma, der Sohn eines Försters, Gorch Fock, der Sohn eines Fischers und Paul Ernst, der Sohn eines Grubensteigers ist, so erlernten Heinrich Eckmann das Gärtner- und August Hinrichs das Tischlerhandwerk. Werner Beumelburg kommt aus einer Pfarrers-, Bruno Brehm, Margarete Boie und Edwin Erich Dwinger aus einer Offiziers-, Hans Carossa, Adolf Kämpffer oder Hans Klöpfer aus einer Arzt-, Hans Grimm aus einer Professoren- und Gerhard Schumann aus einer Lehrerfamilie. Altes deutsches Bauernblut ist in den Adern eines Friedrich Griese, Albert Bauer und einer Reihe anderer namhafter Dichter lebendig, und betrachten wir ihre Werke, so erkennen wir, wie sehr Blut und Werk, Erleben und Gestaltung, Dichtung und Persönlichkeit zusammenklingen.

Und so kehre ich zu meinem Thema zurück: Dichter bilden das Volk. Lassen wir den lebenden Dichter selbst aussprechen, was er empfindet, wenn er mitten im werktätigen Volke steht, um aus seinen Büchern zu lesen.

Werner Beumelburg sagte: „In der Jugend haben wir alle einmal ein Handwerk ergreifen wollen, und die ersten Berührungen mit dem werktätigen Leben gingen durch den Schuster, den Bäcker, den Schmied, den Schreiner. Es bleibt eine tiefe Genugtuung, den Menschen an der Maschine, in der Werkstatt, Güter vermitteln zu dürfen, mit denen wir ihrer Arbeit danken können."

Und Friedrich Schnack fand die schönen Worte: „Meine frühesten Freunde waren Handwerker und Straßenarbeiter und noch heute, da mich das Leben andere Wege geführt hat, habe ich unter den Arbeitern und Angestellten so manchen guten Freund und treuen Leser und viele treue Zuhörer. In meinen Büchern erscheinen Stenotypistinnen, Handwerker, Buchhalter, Lehrlinge, Arbeiter, Bauern, Seeleute. So will ich Sinnbilder der Wirklichkeit geben. Ich weiß, spüre es immer wieder, daß ich von diesen Menschen verstanden werde."

Und Josefa Berens-Totenohl schrieb uns erst in diesen Tagen: „Jeder schöpferische Mensch ist eine einsame Insel im weiten Ozean des Lebens, und er muß es sein. Um ihn sind Abgründe und Untiefen. In den Weimarer Tagen aber rückten diese Inseln plötzlich zusammen und bildeten ein festes Land, auf dem ein Volk wohnen kann, und es war das Land des deutschen Lebens, das Land deutscher Sprache, deutschen Fühlens, Hoffens, Liebens."

Und nun gestatten Sie mir einige Ausführungen über den persönlichen Einsatz des Dichters bei Lesungen aus seinem Werk. Es bedeutet für den andächtigen Leser eine besondere Feierstunde, wenn er seinen Dichter von Angesicht zu Angesicht vor sich sieht und wenn er von dem Schöpfer des Werkes persönlich angesprochen wird. Andererseits bringt die unmittelbare Berührung mit seinen Lesern auch dem Dichter Freude und innere Befriedigung. Wenn wir heute die Dichterlesungen bejahen und uns nicht davor scheuen, unsere Dichter vor eine aufgeschlossene und bereite Hörerschaft zu stellen, die am zeitgenössischen Schrifttum lebendigen Anteil nimmt, so hat diese Entwicklung nicht das geringste mit dem überwundenen literarischen Salon zu tun. Fin-

den sich in Stadt und Land kunstbegeisterte Volksgenossen zusammen, die sich in der Liebe zur Dichtung oder als Anhänger eines bestimmten deutschen Autors miteinander verbunden fühlen, so dürfen wir ihren Wunsch, im Rahmen einer literarischen oder Vortragsgesellschaft das Schrifttum zu fördern und zu pflegen, nicht mißverstehen. Am allerwenigsten darf in diesem hohen Streben eine Abkehr von den Grundsätzen nationalsozialistischer Volksverbundenheit erblickt werden.

Staat und Partei sorgen dafür, daß sich in den von dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer betreuten literarischen Gesellschaften keine unerwünschten Bestrebungen einschleichen. Wollen wir unsern Dichtern breitesten Raum für ihren Einsatz geben, so müssen wir jede Wirkungsmöglichkeit erschließen und in erster Linie jenen fruchtbaren Boden pflegen und erhalten, der erfahrungsgemäß eine reiche Ernte trägt. Darüber hinaus geht selbstverständlich unser Bemühen dahin, der Dichterlesung bei den Veranstaltungen der Gliederungen von Partei und Staat und in der allgemeinen Feierabendgestaltung Eingang zu verschaffen. Das ist den zentralen Vortragsämtern der Reichsschrifttumsstelle des Propagandaministeriums und des Volksbildungswerkes der Deutschen Arbeitsfront in weitestem Maße gelungen.

Wenn das Buch und dichterische Wort im wahrsten Sinne „bilden" sollen, dann ergeben sich hier ungeahnte Wirkungs- und Einsatzmöglichkeiten. Es soll damit allerdings nicht gesagt werden, daß wir in den Mittelpunkt eines jeden Kameradschafts- oder Unterhaltungsabends die Dichterlesung stellen wollen, wie ja überhaupt eine große Gefahr darin liegt, wenn sich unberufene Hände mit der Organisation und Durchführung von Dichterlesungen beschäftigen. Sie mögen sich die Warnung Richard Euringers zu Herzen nehmen, der ihnen folgende Zeilen ins Stammbuch schrieb: „Es gibt Veranstalter und Ortsverbände, die Lesungen und Demonstrationen zu einer sogenannten Feier verquicken, dann trommeln sie den Saal recht voll. Es gibt Fanfaren, gibt Lesungen, gibt Gesang, gibt Reden, gibt Dichtung. Das Ganze ist gut, aber die Wirkung wird verzettelt. Oft spielt hierbei ein besonderer Grund mit. Man pumpt den Saal gehörig voll, um auf seine Kosten zu kommen. Dann sind 900 Karten verkauft, für eine dichterische Wirkung aber fallen Hunderte aus, die gar nicht bei der Sache sind."

Nicht jedermann ist berufen, von der organisatorischen oder gar geschäftlichen Seite her deutsche Dichter an das Rednerpult zu zitieren. Hierzu gehören neben der inneren Verbundenheit mit dem Schrifttum und der Dichtung eine reiche praktische Erfahrung für die kulturelle Veranstaltung. Unsere zentralen Vortragsämter verfolgen daher neben der persönlichen Betreuung des Dichters den Zweck, diese Erfahrungen den Vortragsveranstaltern zu vermitteln und dafür zu sorgen, daß der geeignete Dichter an richtiger Stelle in der richtigen Weise angesetzt wird.

Es sei mir in diesem Kreise erlaubt, den Kameraden aus der praktischen Schrifttumsarbeit einige grundsätzliche Worte über das Wesen der Dichterlesung mit auf den Weg zu geben.

Gerade der Einsatz des Dichters darf nicht wahllos geschehen, sondern er muß sinnvoll unter Berücksichtigung der Wesensart des Dichters und seines Werkes einerseits, sowie seines Zuhörerkreises andererseits erfolgen. Er soll einem inneren Bedürfnis entsprechen und niemals rein organisatorisch bestimmten Gesichtspunkten. Es darf nicht darauf ankommen, auf jeden Fall eine möglichst große Anzahl von Dichterlesungen zu veranstalten. Sie bedarf wie keine andere Kundgebung einer wirklich aufgeschlossenen und bereiten Hörerschaft. Ein kleiner Kreis kann für den Dichter und die Dichtung oft mehr bedeuten als die große Versammlung.

Die Lesung vor Massenversammlungen, vor Betriebsgemeinschaften und geschlossenen Formationen, vor großen Festversammlungen oder in Feierstunden unter freiem Himmel erfordert sorgfältigste Vorbereitung. Nicht jeder Dichter, mag sein Werk noch so bedeutend sein, eignet sich zum politischen Lyriker oder Stoßtruppredner. Dichterlesungen in einem großen Rahmen verleiten zur Vergröberung und Effektmacherei. Beides muß in geeigneter Form vermieden werden.

Es ist unser aller Bestreben, in Stadt und Land fruchtbaren Boden für den Einsatz von Dichtern zu Lesungen vor allen Schichten des Volkes zu schaffen. Hierbei darf uns auf keinen Fall die Möglichkeit des Organisationsbefehls dazu verleiten, von vornherein auf die Mühe zu verzichten, in der Volksgemeinschaft als Voraussetzung für den Erfolg jeder Dichterlesung Liebe und Verständnis für die Dichter und ihre Werke zu wecken, zu

pflegen und zu erfühlen. Dichterlesungen sollen und dürfen niemals zur Serienproduktion werden. Deshalb erscheint es mir auch keineswegs angebracht, den Umfang des Einsatzes von Dichtern oder die Zahl des Vortragsbesuches auf diesem Gebiet allein und ausschließlich quantitativ zu bewerten.

Zuletzt wird es die vornehmste Pflicht der Vortragsstellen draußen im Lande sein, zu denen ich auch den Buchhändler rechne, von der gefestigten Ebene ihrer segensreichen Schrifttumsarbeit aus das Bemühen der zentralen Vortragsstellen um die Durchsetzung junger und vielfach der breiten Öffentlichkeit noch unbekannter nationalsozialistischer Dichter zu fördern und damit der kommenden Dichtung die Bahn zu brechen.

Eine besondere, das Volk bildende Aufgabe erwächst dem lesenden Dichter bei den deutschen Volksgruppen im Ausland. Tritt er im Reich vornehmlich als Schöpfer und Gestalter seines Werkes in Erscheinung, so wird er von den draußen lebenden Volksgenossen als Sendbote des fernen und vielleicht nie geschauten Mutterlandes betrachtet. Er kann hier weder mit der Kenntnis seiner Person noch seines Werkes rechnen, und er muß sich die Herzen seiner Zuhörer von Grund auf neu erobern. Wirbt der Dichter bei der Lesung im Reich für sein ureigenes Werk und dessen Wesensart, so setzt er jenseits der Grenzen dieses Werk im Kampf für das Volkstum ein. Er erfüllt die schwere Aufgabe, aus der Kraft seines Werkes und seiner Persönlichkeit allen entfremdenden Einflüssen, denen der Deutsche im Ausland oft von Kind auf ausgesetzt ist, entgegenzuwirken. Vom alten Vaterland sind vielfach nur noch undeutliche Vorstellungen von Bergen, Tannenwäldern und rauschenden Flüssen vorhanden. Hier gilt es behutsam aufzubauen und dem Volkstum die ersten Schanzen zu errichten. Vermöge seiner dichterischen Kraft wird es ihm möglich, in die Herzen der Zuhörer einzudringen, seelische Fäden zu spinnen und die Herzen zu bewegen und aufzurütteln. Der Dichter ist der beste Sendbote eines Landes, weil er mit seiner Kunst wie kein anderer die Herzen anrührt. Als Beispiel möchte ich die erfolgreiche Reise der westfälischen Dichterin Maria Kahle anführen, die im Jahre 1934 als Künderin des Deutschtums die deutschen Bauern Brasiliens aufsuchte, um ihnen die Grüße des neuen Reiches zu überbringen.

Die Dichterlesung hat nicht nur die Bedeutung, das Volk selbst

zur Dichtung zu führen, sondern sie kann auch in starkem Maße für die Verständigung der Völker untereinander eingesetzt werden. Wie die Dichter das ganze Volk in seinem Wesen und seinem sozialen Aufbau repräsentieren, so vermitteln sie durch ihr Werk den Menschen eines anderen Volkes einen umfassenden Eindruck vom völkischen Wesen ihrer Nation. Wir Nationalsozialisten wollen keine Verständigung auf der Basis einer gesellschaftlichen Internationale, in welcher ideologischen Verbrämung sie auch auftreten mag. Für uns ist das übervölkische Ordnungsgefühl des Rittertums ebensowenig Vorbild dafür wie die Internationale der bürgerlichen Gesellschaft, die wir in der Freimaurerei erlebt haben.

Bei der Verständigung zwischen zwei Völkern — beispielsweise dem deutschen und dem französischen — kommt es darauf an, daß jedes Volk die völkische Wesensart des anderen erkennt und daß ein Volk das andere in seinen Motiven und Handlungen versteht. Eine Verständigung kann nur von Dauer sein, wenn jedes Volk von der Seele des anderen eine klare Vorstellung gewinnt. Keine Wissenschaft vermag aber eine solche Vorstellung in der für diese Zwecke notwendigen Intensität und Dichte erzeugen. Allein die Künste und besonders die Dichtung sind hierzu in der Lage. Ihre Wirkung, die allein schon das Werk auslöst, kann und muß durch die Dichterlesungen unterstrichen und vertieft werden. Zwar können nicht alle Volksgenossen in den Genuß der Dichtung eines anderen Volkes oder den Vortrag des Dichters kommen sondern nur ein kleiner Kreis, der die Sprache beherrscht. Aber die große Bedeutung auch dieses Einsatzes rechtfertigt die Beschränkung auf eine kleine Gruppe.

Leider kann ich im Rahmen meiner Ausführungen nicht auf die hervorragende Rolle des Dichters als politischer Soldat der Bewegung oder als Freiheitskämpfer der Nation eingehen. Hier offenbart sich die bildende Kraft des volkhaften Dichters am deutlichsten, und wir können es als glückliches Zeichen hinnehmen, daß uns das Sudetenland und die Ostmark eine Reihe begnadeter Dichter geschenkt haben, die — im Schicksalskampf ihrer Heimat geistig gestählt und gehärtet — gewillt sind, ihre ganze Kraft und ihr ganzes Können dem großdeutschen Reich und seiner Zukunft zu schenken.

Sind Bibliotheken Totenhäuser des Schrifttums?

von

Hermann Haßbargen

Die Frage meines Themas wird jeder unter uns mit „nein“ beantworten. So könnten wir uns auf den vier Buchstaben dieses Wörtchens „Nein“ zur Ruhe setzen. Das aber wollen wir nicht tun, vielmehr die verneinte Frage zu der Behauptung erweitern: Bibliotheken sind Zeughäuser des Geistes.

Was ist denn eine Bibliothek? Nicht vom Begriff gehen wir aus, wir suchen die Anschauung und machen einen Besuch in einer großen Bibliothek. Wir lassen uns die Magazine, die Aufbewahrungsräume für Bücher, zeigen. Dort finden wir niedrige, nüchterne Räume, vollgepfropft mit Büchern, eng gereiht stehen sie nebeneinander, übereinander, ein Fach am andern, ein Geschoß über dem andern, ein Gebäude neben dem andern. Da stehen die Bücher zu Tausenden, zu Hunderttausenden, zu Millionen. Sie stehen starr, sie stehen stumm, sie drehen uns den Rücken zu. Ein beklemmendes Gefühl beschleicht uns, die übergroße Fülle wirkt bedrückend. Sind wir tatsächlich in ein Totenhaus geraten oder auf einen Friedhof abgestorbener Bücher? Nur einen Wunsch haben wir: hinaus ins Freie!

In der Tat ist dieses der Eindruck eines Magazinbesuches. Der Bibliothekar weiß darum. Er pflegt für seine Besucher allerlei Schönes und Bedeutendes bereitzustellen. Er führt uns in den Werdegang seiner Bibliothek ein und macht uns alles verständlich.

Ähnlich darf ich jetzt verfahren. Kostbarkeiten vorführen kann ich hier nicht. Ich will aber von einigen einiges erzählen. Von vier Büchern soll kurz die Rede sein, die nacheinander im 5. Jahrhundert, im 9. und im 13. entstanden sind, längst vor der Erfindung des Buchdrucks. Unsere vier Bücher sind also nicht gedruckt, sie sind geschrieben, sind Handschriften.

Jetzt nehmen wir den Goetheschen „Zaubermantel“ und versetzen uns nach Upsala in Schweden. Dort in der Bibliothek der Universität zeigt man uns voll Besitzerstolz den „Codex argenteus“, die Prachthandschrift der Bibelübersetzung des Westgotenbischofs Ulfilas. Diese Niederschrift, mit silbernen Buchstaben auf purpurgefärbtem Pergament, ist in Italien im 5. Jahrhundert bei den Ostgoten entstanden. Sie mag für Theoderich, den großen König, bestimmt gewesen sein. In Italien blieb sie nicht. Wir wissen nicht, wie der Codex in das Kloster Werden an der Ruhr gekommen ist, das zur Zeit Karls des Großen gegründet wurde. Hier jedenfalls wurde die unbeachtete Handschrift im 16. Jahrhundert entdeckt und kam in den Besitz des Böhmenkönigs und späteren deutschen Kaisers Rudolf II., der sich mehr um Schätze aller Art als um das Reich kümmerte. Die Burg in Prag hat das kostbare Stück nicht lange beherbergt, die Schweden brachten es nach Stockholm, nachdem sie im Dreißigjährigen Kriege Prag erobert hatten. Gustav Adolfs Tochter Christine wußte den Wert der Handschrift nicht zu schätzen, sonst hätte sie ihren Bibliothekar, einen Holländer, nicht mit dieser Handschrift entlohnt. So kam sie nach Holland. Samuel Pufendorf, der Geschichtsschreiber Schwedens und der Ostseeländer, kaufte sie zurück für ganze 500 Taler. Aus einem Schiffbruch glücklich gerettet, gelangte der Odysseus im Reiche der Handschriften auf einem nun besonders gewählten „guten und festen Schiff“ zu seinem neuen Besitzer, der den Schatz dann der Universitätsbibliothek in Upsala schenkte. Dort haben besonders deutsche Gelehrte den für die gotische Sprache einzig wichtigen Codex studiert und dann den Text veröffentlicht. In jüngster Zeit hat die schwedische Universität eine phototypische Ausgabe veranstaltet, die weiß auf schwarz wiedergegeben ein besseres Studium ermöglicht als das Original. Wir hätten uns also die Reise nach Schweden sparen und gleich zur Preußischen Staatsbibliothek gehen können.

Aber wir wollen noch eine Reise wagen, diesmal nach Kassel. Dort in der Landesbibliothek zeigt man uns mit nicht minderem Stolz eine Handschrift. „Liber sapientiae“ steht darauf, Buch der Weisheit, nämlich der Weisheit Salomons. Was soll uns die? fragen Sie. Nichts hätten wir mit dieser Handschrift, wenn

nicht ums Jahr 800 zwei Mönche in Fulda den Einfall gehabt hätten, zwei leergebliebene Pergamentseiten noch zu beschreiben. Auf diese rein zufällige Weise ist uns das „Hildebrandslied“ erhalten geblieben, jenes monumentale Denkmal, das aus der schweren Zeit der Völkerwanderung und der zu bald vergehenden gotischen Reiche aufragt als Mahnmal der Mannentreue und des heroischen Einsatzes. Auch das Hildebrandslied können wir hier in Berlin in naturgetreuer Wiedergabe sehen. Im Jahre 1937 hat der Landeshauptmann von Hessen die Ausgabe veranstaltet. Das Widmungsblatt trägt die Worte: „Adolf Hitler, dem Führer“.

Diese Widmung verknüpft die Zeit Karls des Großen mit der unsern. Im Kloster Fulda, der Hochburg der Bildungsbestrebungen Karls, ist das Hildebrandslied niedergeschrieben. In Fulda befand sich der kostbarste Handschriftenschatz, der je in deutschen Landen zusammengekommen ist. Dieser Schatz ist in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges fast ganz verloren gegangen. Völlig geklärt sind die damit verknüpften Zusammenhänge nicht. Wahrscheinlich aber ist, daß jener päpstliche Nuntius Petrus Aloysius Caraffa, der uns aus Eberhard Wolfgang Möllers „Frankenburger Würfelspiel“ bekannt ist, seine unheilige Hand dabei im Spiele hatte. Dieser kam 1627 nach Fulda, um die verluderten Mönche zur Ordnung zu bringen, und ließ bei dieser Gelegenheit die Handschriften mitgehen, die jedoch in der Vatikanischen Bibliothek in Rom nicht oder nur zum kleinen Teil nachzuweisen sind. Ein eifriger Benutzer der Fuldaer Sammlung ist Ulrich von Hutten gewesen. Jener Caraffa hatte übrigens schon 1623 den Raub der gleichfalls sehr bedeutsamen Heidelberger Handschriftensammlung nach Rom in die Wege geleitet, deren deutsche Codices im Jahre 1816 unter dem Eindruck der siegreichen deutschen Waffen von dem Papst Pius VII. gütigst zurückgegeben wurden. Nur ein kleiner Teil der Fuldaer Handschriften wurde 1627 für Kassel abgezweigt, wo mit ihm das Hildebrandslied erhalten geblieben ist.

Wollen wir schnell noch eine Nibelungenhandschrift ins Auge fassen? Wir wählen die St. Gallener und befinden uns damit wieder an einer berühmten Stätte klösterlicher Bildung. Wir suchen im Katalog der St. Gallener Stiftsbibliothek. Wir haben es bequem. Ein deutscher Forscher ließ ihn 1875 drucken. Dort

finden wir die Nibelungenhandschrift, merkwürdigerweise unter den Autoren des klassischen Altertums. Weiter stellen wir fest, daß diese Handschrift erst im 18. Jahrhundert in das Kloster kam. Bis dahin war sie im Besitz einer Adelsfamilie. Einstmals zur Stauferzeit, als das große germanische Heldenlied seine uns überlieferte Fassung erhielt, ist sie stolzer Besitz eines Burgherrn gewesen und hat sich dann von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Wie groß mag der Besitz an Handschriften deutscher Dichtung einst gewesen sein, als der Sängerkrieg auf der Wartburg zu fröhlichem Schaffen Anreiz bot? Vom Nibelungenlied allein sind heute noch dreißig Handschriften bekannt. Wieviele mögen ihrer gewesen sein, als der Dichter es für seine Zeitgenossen endgültig formte?

Als Beispiel für das Verlorene werfen wir noch einen Blick auf die traurigen Reste der großen Bilderhandschrift des „Willehalm“ von Wolfram von Eschenbach, die jetzt in München vereinigt sind. Als dies Prachtwerk um 1250 vollendet war, umfaßte es 230 Blatt mit mehr als tausend Bildern. Diese wertvolle Handschrift ist der Vernichtung anheimgefallen. Nur zehn Blatt sind erhalten geblieben und im Laufe des 19. Jahrhunderts entdeckt worden, zwei Blatt in München, zwei in Heidelberg, zwei in Nürnberg und vier in Meiningen. Diese Blätter haben zum Bekleben und Füllen von Buchdeckeln gedient. Mehrere sind durch die grausame Schere eines unkundigen Buchbinders zerschnitten. Nur so sind diese traurigen Reste auf uns gekommen, die jetzt in München bewahrt werden als kostbarer Schatz.

Bibliotheken sind Schatzkammern. Jede größere Bibliothek birgt wertvollstes Geistesgut. Alte Handschriften zählen zu dem Besten, was Bibliotheken bewahren und pflegen.

Bewahren und pflegen? Wir haben bisher mehr von Zufall und Zerstörung gehört als von planmäßiger bibliothekarischer Arbeit. Jetzt wollen wir uns einen Überblick verschaffen über die Geschichte des Bibliothekswesens. Fürchten Sie nun bitte nicht, daß ich seitenlang aus trockenen Lehrbüchern dieses Gebietes vorlesen will. Gestatten Sie mir aber, bitte, von Danzig und seinen Bibliotheken zu sprechen. Dabei werden wir des Allgemeingültigen uns bemächtigen können, ohne die Anschaulichkeit des Besonderen entbehren zu müssen.

Der bis heute so gern romantisch gesehenen frühen Bildungs-

und Buchpflege der Klöster — etwa in Fulda oder St. Gallen — haben wir in Danzig auf spätem Kolonialboden selbstverständlich nichts an die Seite zu setzen. Klöster aber hat es auch hier gegeben und damit auch Klosterbibliotheken. Noch heute besitzen wir genug aus diesen alten Einrichtungen, um ihren Aufbau und den waltenden oder nicht waltenden Geist erkennen zu können. Ich will Sie mit Einzelheiten aus der damaligen Büchereipraxis nicht langweilen. Es genügt zu sagen, daß es sich um typische Klosterbibliotheken handelte. Man hatte, zum Beispiel im Franziskanerkloster, Bibeltexte und -auslegungen, das kanonische Recht, Kirchenväter usw., kurz, alles das, was zum kirchlichen Lehrsystem gehörte. Aber man hatte auch mehr. Medizinische Handschriften waren da und, bis auf den heutigen Tag erhalten, eine niedersächsische Chronik.

Ähnlich sah es in der Bibliothek der großen Pfarrkirche von St. Marien aus, die bald nach 1400 eingerichtet wurde. Auch hier war alles vom kirchlichen Raume her bestimmt. Im Laufe von hundert Jahren hat man dort 267 Handschriften zusammengebracht. Die inhaltliche Zusammensetzung entspricht dem Schema der Klosterbibliotheken. Wichtig ist, festzustellen, daß unter den 267 Handschriften der Marienbibliothek keine einzige in deutscher Sprache sich befindet — keine Zeile von Walther von der Vogelweide, keine von Wolfram von Eschenbach — in einer Kirchenbibliothek einer rein deutschen Stadt! Hier sind wir also tatsächlich doch in ein Totenhaus geraten!

Nehmen wir, um (mit gütiger Erlaubnis) im Bilde zu bleiben, eine der 267 Leichen vor. Wir wählen ein jus canonicum in der Lesart Gregors IX., die sogenannten Dekretalen. Unsere Handschrift ist mit fünf Bildern geschmückt; eins davon stellt eine Verlobungsszene dar. Die Verlobten reichen nicht einander die Hand, sondern jeder von beiden dem sie verbindenden Geistlichen. Ein bedeutungsvolles Bild, zumal wenn wir dabei bedenken, daß die Dekretalensammlung Gregors IX. als Konkurrenz gewissermaßen gegen die weltliche Gesetzgebung Friedrichs II., des zweimal von Gregor Gebannten, herausgegeben ist. Selbst in Danzig, der Stadt des Deutschen Ritterordens, legte man Wert auf den Besitz dieser Handschrift.

Sollen wir nun bedauern, daß diese Handschrift nicht vernichtet ist, oder sollen wir es begrüßen, daß sie mit den andern

erhalten geblieben ist? Ich denke, eine solche Handschrift ist auch heute nicht wertlos, sie ist sinnfälliger Ausdruck für ein Geschehen, dessen Wirkungswelt bis in unsere Tage reicht. Diese Handschrift und mit ihr die ganze durch sie vertretene Gruppe hat Leben für uns im Rahmen der geschichtlichen Frage nach der Überfremdung des deutschen Geistes aus außervölkischen Quellen. Und darum hat diese alte Bibliothek für uns noch heute Wert — als Gegenbild und Gegensatz, an dem sich der Widerspruch aus der neuen Sicht nationalsozialistischer Anschauung entzünden kann. Ohne Widerspruch, vielmehr mit vollem Beifall, dürfen wir der schönen Einbände der Marienbibliothek gedenken, die uns als Beweisstücke hohen handwerklichen Könnens noch heute wertvoll sind.

Die Kirchen- und Klosterbibliotheken haben, wie vielerorts in deutschen Landen so auch in Danzig, mit der Reformation ihre Aufgaben und damit ihr Leben eingebüßt. Längst hatten die deutschen Mystiker, an ihrer Spitze Meister Eckart, die fremde Zwangsjacke zerrissen, längst gärte es bei den schwer zinsenden und geplagten Bauern, da sprang endlich in Wittenberg der Funke auf, der, bald zur Flamme entfacht, seinen hellen Schein über alle deutschen Lande verbreitete. Der Luther von Worms, der junge Luther der Jahre um 1520, hatte eine Fülle der Gesichte, die nicht alle Wirklichkeit werden konnten. Doch damit haben wir uns hier nicht zu befassen. Wir vernehmen nur die Stimme des Reformators zu den Büchereifragen seiner Zeit. Sie beleuchtete die Lage mit wünschenswerter Deutlichkeit. Man findet in allen Bibliotheksgeschichten Luthers Aufforderung an die Ratsherrn der deutschen Städte, öffentliche Büchereien einzurichten. Man vermißt dort aber seine Kritik an den Klosterbibliotheken, die er in diesem Zusammenhang äußert. Er sagt, daß Stifte und Klöster vor Zeiten Büchereien eingerichtet haben. Aber anstatt rechtschaffener Bücher hat man die „tollen, unnützen, schädlichen Mönchsbücher u. dgl. Eselsmist" hineingetan. Über diese herbe und derbe Kritik hinaus macht der weitschauende Reformator dann noch förderliche Vorschläge, deren tieferer Sinn darin liegt, daß er aus dem übernationalen Bereich der Romkirche auf den Boden der deutschen Volksgeschichte tritt. So fordert er, daß zu den vornehmsten Büchern gehören sollten die Chroniken und Historien, soweit man sie haben könnte. Und

wieder setzt er zu einer Klage an, die ich ihrer fast hellsichtigen Klarheit wegen wörtlich wiedergebe. Bedenken wir dabei, daß man in diesem Zeitalter von der deutschen Geschichte nur sehr wenig wußte. „O wie manche feyne Geschichte und sprüche sollte man itzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir itzt gar keine wissen, oder ob sie schon beschrieben gewest wären, niemand die Bücher gehalten hat." In diesen Worten lebt eine geniale Ahnung der traurigen Tatsache, daß im Laufe der deutschen Geschichte viel eigenes deutsches Gut durch Fremdes verdrängt und durch undeutsche Mächte vernichtet wurde. Diese Worte und die ihnen zugrunde liegende Kraft bedeuteten einen Wendepunkt auch im Büchereiwesen. Sie beweisen ferner, daß die Frage nach den Verdiensten der Klöster um die Erhaltung deutscher Kulturschätze neu gestellt und beantwortet werden muß.

Das Beispiel Danzigs zeigt die deutliche Wendung. Schon der erste siegreiche Vorstoß der Reformation sollte 1525 zur Gründung einer städtischen hohen Schule führen. Durch widrige Umstände, die durch Verquickung des kleinen Stadtstaates mit den Mächten der Krone Polen gegeben waren, verblieb die Gründung des Gymnasiums bis 1557. Das Aufblühen dieser Anstalt führte dann zur Gründung der Danziger Ratsbibliothek, die den Zwecken des Gymnasiums diente. Den zögernden Ratsherren kam der Zufall zu Hilfe. Eines Tages im Jahre 1591 strandete vor Weichselmünde ein Schiff. Ihm entstieg ein Fahrgast, der 1400 Bücher hatte, die er gern und mit Anstand gegen eine Altersversorgung los sein wollte. Dieser Mann, ein italienischer Adeliger, Bonifacius Marchese d'Oria, hatte ein geradezu phantastisches Leben hinter sich, als er vor Danzig strandete. Der neapolitanische Edelmann war der Erbe großer Landgüter. Er liebte den Staatsdienst nicht. Um so mehr war er den geistigen Bestrebungen des Humanismus zugetan. Er förderte Dichter und Denker. Bücher waren seine besten Gesellschafter. Der katholischen Kirche stand er sehr frei gegenüber. Gewisse Neigungen verbanden ihn mit der deutschen Reformation, besonders mit Melanchthon. Seine ketzerischen Anschauungen würden ihm wohl kaum geschadet haben, wenn seine großen Besitzungen nicht gelockt hätten, ihn als Ketzer abzutun und damit die Güter zu gewinnen. Der Edelmann mußte fliehen. Er begann ein ruheloses

Wanderleben von Venedig nach Basel, von dort nach Wien, nach London, Paris, nach Wilna und so fort. Seine Bücher führte er immer mit sich. So konnte es kommen, daß er, von England nach Danzig reisend, mit dieser nunmehr fast alleinigen Habe an der Weichselmündung strandete. Die aus dem Wasser geretteten Bücher bildeten den Grundstock der Danziger Rats- und Stadtbibliothek mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie niemals in die Hände der Jesuiten fallen dürften.

Die Zusammensetzung des Bücherbestandes entsprach den Neigungen des Besitzers. Lateinische und griechische Autoren, italienische und so fort. Am bemerkenswertesten ist, daß kein Buch in deutscher Sprache dabei war. Und doch nahm man diese Bücher im deutschen Danzig als Grundstock für die Ratsbibliothek? Das tat man unbedenklich, trotz der Mahnungen und Vorschläge Luthers vom Jahre 1520.

Die Reformation hatte das Lateinische als Gelehrtensprache nicht beseitigt. Das Zurückgehen auf die Ursprachen der Bibel in Verbindung mit humanistischen Bestrebungen, denen Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, in ganz besonderem Maße huldigte, hat auch im Protestantismus ein humanistisches Bildungsideal heraufgeführt, dessen Wirkungen bis zum Jahre 1933 reichten — und darüber hinaus.

So haben sich zu dem Grundstock der Bücher des verfolgten Edelmanns noch viele lateinische Schriften — oder sollen wir lieber sagen „Schwarten"? — hinzugesellt. Was fangen wir mit den großen Beständen dieser Art aus dem 16. und 17. Jahrhundert an? Sind sie nicht ganz wertlos geworden? Diese Frage ist verneint, wenn wir an die großen Überlieferungen des klassischen Altertums denken, an Homer und die andern leuchtenden Sterne, die uns heute wieder um so heller strahlen, als wir dabei sind, die rassischen Verbindungslinien zu ziehen, die uns jene hohe Blüte der Kultur als Frucht am germanischen Völkerbaum erscheinen lassen. Was Generationen unserer Vorfahren auf diesem Felde geackert haben, ist uns auch heute des sorgsamen Aufbewahrens wert. Wir freuen uns, wenn wir zeitgenössische Drucke Ulrichs von Hutten in Händen haben, aber wir ärgern uns, wenn wir feststellen müssen, daß unsere Amtsvorgänger die lateinischen Werke vor den deutschen bevorzugt haben, was in Danzig offensichtlich der Fall gewesen ist. Trotz des Lateins war

Ulrich von Hutten ein guter Deutscher. Wir dürfen ihn — eine fruchtbare Unterscheidung Brachmanns aus den NS.-Monatsheften aufnehmend — als Vertreter eines nationalen Humanismus ansprechen, dem etwa in Erasmus der liberalistische Humanismus gegenübertritt mit dem Leitsatz „ubi bene ibi patria“: wo es dir gut geht, ist dein Vaterland. Diese Ansicht teilten die Danziger Humanisten durchaus nicht. Die Vaterlandsliebe der Danziger war immer stark, weil sie gegen feindliche Gewalten behauptet werden mußte. So haben wir Grund genug, auch die humanistischen Zeugnisse aus unserer Geschichte zu bewahren, nicht um sie sozusagen einzuwecken, vielmehr um sie erwecken zu können, sie hervorzuholen aus der geistigen Rüstkammer der Bibliothek. Was nützen sogenannte „alte Schätze“, wenn sie nicht wirksam werden für Gegenwart und Zukunft? Nur der Zauberstab erfüllter Gegenwart macht Vergangenes lebendig und wirklich lebendig nur dann, wenn das Tun der Zukunft gilt.

Neben der Gruppe des humanistischen Schrifttums darf das theologische nicht fehlen. Es nimmt im 16. und 17. Jahrhundert den bei weitem breitesten Raum ein. Wieder werden Sie fragen: was geht uns das an? Dennoch kann ich mir nicht versagen, Sie einen Blick tun zu lassen in die Welt der streitenden Theologen, deren Schriften sich zu Bergen häufen. Ein paar Titel genügen vollständig, dann sind wir im Bilde.

„Gewisse Zusage Eines Lutherischen Dominicks / Für die Nerische / Altvetlische und Lausige Abfertigung eines verrotteten scham- und nahmlosen Calvinischen Tockmäusers / dem ungenandten doch wolbekandten Ehrenschneidern und Brotfressern H. Hans Mutzkopffen ... Gethan von Andrea Hojero ...“

„Schauführung des lästernden Höllen-Hundes, der sich Egidij Strauchs gewesene Information- Hauß- und Tischgenossen nennt. Zu Steuer der Wahrheit und fürnehmlichem Trost der Catholischen Dantziger angestellt.“

Wer würde hinter diesem Geifer den scheinbar so zarten Angelus Silesius vermuten? Er verfaßte die zuletzt genannte Schrift. Sollen wir den ganzen Bestand verbrennen? Beileibe nicht! Wir sollten ein warnendes Mahnmal daraus errichten, das uns zeigt, wohin derartige haarspalterische Kämpfe führen.

So hat auch auf diesem Felde eine Bibliothek mehr als musealen Charakter. Jede Gruppe von Büchern kann, wenn die

Zeit gekommen ist, wieder bedeutungsvoll werden. Sie kann Material abgeben für einen geistigen Waffengang. Was im Gedächtnis der Nation aufbewahrt ist, kann hervorgeholt und schlagfertig verwendet werden. Alle Bibliotheken zusammen sind das Gedächtnis der Nation.

Von der Fülle dessen, was in den Bibliotheken bewahrt wird, macht der Außenstehende sich kaum richtige Vorstellungen. Wenn ich wieder von Danzig sprechen darf, so muß ich noch erwähnen die Fülle von Schriften aller Art, die im Laufe der Jahrhunderte durch den Sammeleifer geistig und materiell wohlhabender Patrizier zugeflossen sind. Nicht die wissenschaftlichen Werke der Zeit sind uns dabei das Wichtigste, vielmehr die kleinen und kleinsten Drucke, die für den Tag bestimmt, mit sofortiger Vernichtung bedroht waren. Denken wir beispielsweise an die sogenannten Piquetspiele, jene Schriftengattung, die unter der Form eines Kartenspiels politische Satire birgt. Solche Dinge sammelten unsere Ratsherren, ließen dann mitunter bis zu 200 kleine Schriften in einen Band zusammenbinden, und — das ist die Hauptsache — schließlich vermachten sie ihre ganze Sammlung der Bibliothek ihrer Stadt. Damit waren auch solche Schriften gerettet.

Denn nur Bibliotheken geben eine Gewähr für dauernde Aufbewahrung. Alles andere geht im Laufe von Jahrhunderten schließlich doch verloren. Dafür haben wir Beweise genug. Nur ein Beispiel will ich anführen. Wir bewahren in Danzig 42 Nummern einer Hamburger Zeitung aus dem 17. Jahrhundert, deren ganzer Bestand bis auf diese Nummern verloren gegangen ist. In Hamburg selbst weiß man zur Zeit nicht einmal, daß dieses Zeitungsunternehmen überhaupt existiert hat. Um so mehr freuen wir uns über das Gerettete, das wir heute einspannen und verwenden für Aufgaben der Gegenwart.

Eine solche Aufgabe aus der jüngsten Vergangenheit will ich erwähnen. Eines Tages kam der Danziger Gauschrifttumsbeauftragte in die Stadtbibliothek mit dem Plan, vom Gauschulungsamt aus eine Ausstellung zu machen. „Das politische Danzig“ sollte das Thema lauten. Es sollte sinnfällig klar gezeigt werden, wie die umstrittene Stadt an der Weichselmündung durch die Jahrhunderte ihren schweren deutschen Weg gegangen ist. Wir holten geschriebene und gedruckte Dokumente hervor, die zu-

sammen mit dem urkundlichen Material des Staatsarchivs zu einer eindrucksvollen Schau vereinigt werden konnten. Da war z. B. ein Gedicht aus dem Jahre 1520 gegen Pfaffen und Möncherei, ein kleiner Druck nur, der einzige seiner Art, losgelöst aus einem Buchdeckel. Da waren gesalzene Spottgedichte auf den uns nunmehr befreundeten Nachbarn in der Niederschrift des Dichters aus dem Jahre 1577. Maueranschläge aus der Napoleonischen Zeit und jubelnde Zeitungen über den Untergang der grande armée in Rußland und vieles andere mehr bis zur jüngsten Vergangenheit. Die Ausstellung hatte bei unserm Nachbarn eine sehr ungünstige Presse. Beweis genug, daß man ihr eine Stärkung des Danziger Selbstbehauptungswillens wohl zutraute.

Wiederum zeigt sich an diesem Beispiel, daß Bibliotheken keine Totenhäuser sind, daß sie vielmehr als Zeughäuser des Geistes anzusprechen sind, wenn der Geist der Gegenwart stark ist. Alle Vergangenheit kann nur in der Gegenwart leben. Sonst ist sie tot. Was wir in Danzig mit dieser Ausstellung bezweckten und erreichten, ist auch sonst vielerorts in fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen der Partei und den Bibliotheken ähnlich erreicht worden.

Soll ich noch mehr vermeintlich Totes lebendig werden lassen? Was halten Sie von Leichenpredigten? Oder lassen Sie mich damit lieber allein? In dieser Abteilung der Bibliothek, d. h. in der Familienforschung, herrscht heute reges Leben. Und besonders nach Leichenpredigten ist die Nachfrage sehr groß. Warum? Weil sie die besten familiengeschichtlichen Quellen sind. Im 17. Jahrhundert nämlich war es Sitte, den zum Druck gebrachten Predigten einen ausführlichen Lebenslauf des Verstorbenen beizudrucken, den dieser bei Lebzeiten selbst aufgesetzt hatte. Dabei sind sehr oft die Eltern und Großeltern des Betreffenden genannt. Leichenpredigten bedeuten also keine „toten Punkte", vielmehr sind sie über bloße Namen und Daten hinaus lebendige familiengeschichtliche Quellen. Wir fassen diese und andere für Hochzeiten usw. verfaßte Schriften unter den Begriff der Personalschriften. An solchen besitzen wir in Danzig etwa 9000. Manche Bibliotheken haben noch mehr. Beispielsweise umfaßt die Stolbergsche Leichenpredigtsammlung allein 30 000 Stücke, die durch einen gedruckten Katalog erschlossen sind.

Diese Sammlung verdankt fürstlichem Eifer ihr Entstehen. Was für uns in Danzig die sammelnden Ratsherren, das be-

deuten für manche Sammlungen Deutschlands die Fürsten und die Fürstenbibliotheken. Ich nenne nur die große Schatzkammer in Wolfenbüttel, die Bayerische Staatsbibliothek, die Wiener Nationalbibliothek und die Preußische Staatsbibliothek, die, wie viele andere mehr, als Kern eine oder mehrere landesherrliche Büchersammlungen bergen, die uns vieles aus deutscher Vergangenheit gerettet haben.

Mit der Vergangenheit haben wir nun genug freundliche Verbindungen angeknüpft. Wir wollen der Gegenwart näherkommen.

Am besten geht das vielleicht durch einen Vergleich. Der Wanderer im Walde wird nicht selten ein Spinnennetz gewahr. Von einem Mittelpunkt gehen strahlenförmig viele Fäden aus. Diese Fäden sind untereinander durch unzählige Querverbindungen verknüpft, so daß jeder Punkt dieses feinen Gespinstes von jedem andern Punkt aus unschwer erreicht werden kann. Der lebendige Mittelpunkt des Ganzen ist die Spinne, die Beherrscherin ihrer Gespinste.

Ein solches Netz stellen alle Bibliotheken in ihrer Gesamtheit dar. Es ist nicht so, daß man in Berlin von Danzig nichts wüßte und umgekehrt. Mit Handschriften haben wir unsere Betrachtungen angefangen, zu ihnen kehren wir noch einmal zurück. Wir haben in Danzig etwa 4000 Handschriften, über deren Art und Inhalt Sie sich in Berlin ziemlich genau unterrichten können. Die Bibliothekare haben die Handschriften einzeln beschrieben und genau angegeben, was sie enthalten. Diese Beschreibungen sind zu einem gedruckten Katalog zusammengefaßt. Ein Stück davon finden Sie in der Preußischen Staatsbibliothek. Wir kleinen Provinzler sind stolz auf unsere 4000 Handschriften. Die Berliner lächeln darüber. Sie haben etwa 70 000. Auch die Münchener lächeln: sie haben mehr als 50 000. Und jetzt lächeln auch die Wiener: sie haben 35 000. Und schließlich freuen wir uns alle zusammen über den immerhin noch reichen Besitz, den wir im Dienste der Wissenschaft bearbeiten und bereitstellen können, indem jede Bibliothek ihre Handschriften verzeichnet und jede andere die Verzeichnisse besitzt. Nur so viel von den Handschriften.

Wie steht es mit den Büchern? In Danzig haben wir nur 250 000 Bände. Jedes Buch wird doppelt nachgewiesen durch einen Verfasser-Katalog und im Zusammenhang mit inhaltlich gleichartigen durch den Sachkatalog. Jedes Buch kann sofort er-

mittelt und bereitgestellt werden. Die Kataloge sind nicht gedruckt, sondern nur handschriftlich vorhanden, der Verfasser-Katalog auf Zetteln, der Sachkatalog in Bandform. So oder ähnlich ist es in allen größeren Bibliotheken. Die Preußische Staatsbibliothek hat 2 760 000 Bände, München 2 030 000, Wien 1 310 000.

Weiß nun auch bei den Büchern die eine Bibliothek, was die andere hat? Ja, man weiß es. Und das kommt so: Schon in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat man den Plan eines zu druckenden deutschen Gesamtkatalogs gefaßt, der die Buchbestände der größten deutschen Bibliotheken zusammenfassen sollte. Damals hatte München noch Hemmungen und Bedenken, Wien war noch entschuldigt. So nahm man zunächst den Preußischen Gesamtkatalog in Arbeit und stellte für die Preußische Staatsbibliothek und die preußischen Universitäts- und Hochschulbibliotheken ein Gesamtverzeichnis aller vorhandenen Bücher von 1440 bis 1930 auf. Der Druck des Kataloges wurde nach dem Kriege begonnen. Dann kam der Nationalsozialismus zur Macht und damit nach eingehenden Beratungen die Erweiterung des Preußischen zu einem Deutschen Gesamtkatalog, an dem nun alle deutschen Bibliotheken mit einem Bestand von über 100 000 Bänden mitarbeiten. Es dauert noch viele Jahre, bis dieser Katalog, der über 2 Millionen Titel umfassen wird, fertiggestellt ist. Schon jetzt dient aber das fertige Manuskript des Preußischen Gesamtkatalogs in Berlin als Mittelpunkt für das Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken, das jede Frage nach dem Vorhandensein dieses oder jenes Buches hier oder da prompt beantwortet. Ein Beispiel: In Danzig lebt ein Mann, der sich die Erforschung der deutschen Volksrätsel zur Aufgabe gemacht hat. Nun fand er in einem Buch ein anderes angezeigt, das ihm für seine Forschungen sehr dienlich sein konnte. Wo mag dieses Buch zu bekommen sein? Wir fragen beim Auskunftsbüro an. Vorläufige Auskunft: das Buch ist im Preußischen Gesamtkatalog nicht verzeichnet, wahrscheinlich also nicht erschienen. Durch eine Umfrage wird weiter danach gesucht.

Wäre nun dieses Buch beispielsweise in Wien doch vorhanden, so würden wir es für den Rätselmann nach Danzig kommen lassen und zwar auf dem Dienstwege, d. h. im Leihverkehr der deutschen Bibliotheken, der alle Bibliotheken untereinander ver-

bindet, so daß wir sehr wohl von einem Netz sprechen können, dessen vielfältige Fäden zu einem wohlorganisierten Ganzen verknüpft sind.

Nun aber fehlt uns die Spinne dieses Netzes oder der lebendige Mittelpunkt. Wenn wir nach ihm nicht fragen, dringt uns ein leichter Moderduft des Nurorganisierten in die Nase. Heute aber müssen wir nach dem lebendigen Mittelpunkt fragen. Die Frage fällt aber zusammen mit der nach dem deutschen Büchereiwesen überhaupt, dem Büchereiwesen, das wissenschaftliche Bibliotheken und Volksbüchereien zu einer Einheit zusammenschließt. Oder gibt es diese Einheit nicht?

Ich darf noch einmal auf die Entwicklung in Danzig zurückkommen. Wie stand es um die Jahrhundertwende im Büchereiwesen? Damals ging man daran, in fast allen großen Städten öffentliche Büchereien als sogenannte Bildungsbibliotheken einzurichten, die mit der Aufgabe betraut waren, für die allgemeine Bildung das notwendigste Schrifttum aus allen Gebieten des Wissens und Forschens bereitzustellen. In Danzig nahm die Entwicklung wiederum einen typischen Verlauf. Ein stattliches Gebäude wurde errichtet, die Schätze der Jahrhunderte hingebracht und von Fachkräften erschlossen. Neue Bücher aus vielen Gebieten wurden angeschafft und bereitgestellt. Aber es kam nun noch ein Gesichtspunkt hinzu. Man nahm den schon seit längerer Zeit vorbereiteten, von Pionieren dieses Gebietes nachdrücklich geforderten Volksbüchereigedanken hinzu. In Danzig drückte man das so aus, daß dem „Bedürfnis nach populärer und Unterhaltungslektüre“ durch die in der Stadt zu errichtenden Volksbüchereien genügt werden solle. Dieser Satz würde heute jedem berufsbewußten Volksbibliothekar die Zornesröte ins Gesicht treiben. Es ist heute kein Beruf, der Vermittler von populärer und Unterhaltungslektüre zu sein. Durch diese in Danzig damals beliebte Arbeitsteilung, durch die zudem dem Direktor der Stadtbibliothek die Kontrolle des ganzen städtischen Büchereiwesens übertragen wurde, waren alle Voraussetzungen für eine reibungsvolle Zusammenarbeit gegeben, zumal das Volksbüchereiwesen mehr und mehr zu eigenen Zielen und Arbeitsmethoden fortschritt. Diese Schwierigkeiten haben das Danziger städtische Büchereiwesen bis gestern begleitet. Heute sind sie überwunden — dank der klaren Zielsetzungen, die sich aus der national-

sozialistischen Weltanschauung und den aus ihr sich herleitenden kulturellen Aufgaben ergeben.

Um die Jahrhundertwende sprach man von Bildungsbibliotheken. Manche unter uns haben sicherlich unter dem Aufsatzthema: Was ist allgemeine Bildung? geseufzt. Heute kann ein solches Thema nicht mehr gestellt werden. Die Fülle des möglichen Wissens ist so groß, daß niemand es auch nur annähernd beherrscht. Das aber ist nicht das Entscheidende. Wir gehen bei dieser Frage überhaupt nicht mehr vom Wissen aus, sondern vom Tun und Verhalten eines jeden Volksgenossen. Der Gedanke und die Zielsetzung erfüllter Volksgemeinschaft hat den Spuk der sogenannten allgemeinen Bildung zerplatzen lassen.

Natürlich nicht die Wissenschaft. Die tut uns auch heute bitter not, auch die früher so genannten „Geisteswissenschaften". So könnten wir uns denn wohl einverstanden erklären, wenn ein Vertreter des Volksbüchereiwesens das Verhältnis der wissenschaftlichen und der Volksbibliotheken so klarstellen will, daß er sagt: die wissenschaftlichen Bibliotheken dienen der Wissenschaft, die Volksbüchereien dienen dem Volk.

Damit können wir uns nicht einverstanden erklären. Es sei denn, wir fügten hinzu: die Wissenschaft dient dem Volk. Was ist das: die Wissenschaft? Gibt es die Wissenschaft als eigenständigen Bereich? Ist sie ein Kosmos, der die Welt umspannt, ein Reich mit eigenen Gesetzen? Diese Auffassung führt dazu, den ganzen Bereich der Wissenschaft gewissermaßen als Tabu zu erklären, als einen Bezirk, den zu betreten nur der wagen dürfte, der eingeweiht ist in die Geheimnisse dieses selbstmächtigen, unantastbaren Bezirks. In diesem verabsolutierten Reich Wissenschaft ist es besonders ein Begriff, der schlechthin als Voraussetzung und als unabdingbare Forderung gilt: das ist die Objektivität der Wissenschaft. Auf der ganzen Welt ist $2 \times 2 = 4$, ist die Lösung einer Gleichung die gleiche. Atomzertrümmerung kann man auch in Tokio betreiben usw. usw. Also gibt es den Kosmos der Wissenschaft, gibt es die vielberufene Objektivität der Wissenschaft? Lassen wir das für die Naturwissenschaften mit allen nicht zu erörternden Vorbehalten einmal gelten. Neben den Naturwissenschaften gibt es noch die sogenannten Geisteswissenschaften. Läßt man nun dem Bereich der „Natur" den Bereich des „Geistes" entsprechen, nimmt man an, daß alles, was Menschenantlitz trägt, in gleicher Weise teil hat am Geistigen, daß alle Menschen Bürger eines geistigen Kosmos sind, dann ist die Objektivität auf dem ganzen Erdball gesichert. So wollen es alle unsere Gegner, so muß es jede übernationale Kirche wollen, so wollte es auch jener Erasmus von Rotterdam, der uns schon begegnete und dem Brachmann den nationalen Humanismus eines Ulrich von Hutten entgegensetzte.

Der Begriff des nationalen Humanismus hebt den alten Begriff der Geisteswissenschaften aus den Angeln. Er tut dies vom Rassegedanken her, aus der Erkenntnis, daß das, was Menschenantlitz trägt, keineswegs gleich ist, daß mit einer Rasse gesetzt ist ihre Art, die Welt anzuschauen, ihre Art, Höchstwerte zu erleben usw. Mit andern Worten: die Geisteswissenschaften sind nicht voraussetzungslos, sie sind von vornherein wertbetont und damit nicht in dem Sinne objektiv, wie es nur diejenigen wollen, die von der Gleichmacherei leben, um das Erhabene in den Staub zu ziehen und zu beherrschen!

Diese Abschweifung dient uns zum Beweis, daß heute eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Volksbildung im Kern der Sache nicht mehr statthaben kann. Wissenschaftliche Bibliotheken dienen auch dem Volke. Dieser Grundsatz darf durch keine, organisatorisch selbstverständlich notwendigen, Unterschiede verwischt werden. Allen anderen Erwägungen vorangehen muß der Gedanke der Einheit.

Erst im Dritten Reich ist es möglich, dem lange vorher geprägten Begriff „Volksbücherei" einen vollen Inhalt zu geben. An die Stelle der Volksbildung tritt die Aufgabe der Volkbildung. Wer wollte ernstlich in Abrede stellen, daß diesem Ziel auch die Wissenschaft und mit ihr die wissenschaftlichen Bibliotheken zu dienen haben? Als Alfred Rosenberg seinen „Mythus" und Kolbenheyer seinen „Paracelsus" schrieb, konnten beide des Rüstzeugs der Bibliotheken nicht entraten. Das Schöpferische ihrer Leistung aber mußten beide in sich tragen. Ihre Werke verdanken den wissenschaftlichen Bibliotheken viel. Durch die Volksbüchereien aber kommen sie in die Hand vieler Volksgenossen. Die Aufgaben beider Arten von Büchereien greifen ineinander und ergänzen sich zu einer Einheit. Diese Einheit wird gewährleistet durch die nationalsozialistische Weltanschauung, deren lebendiger Mittelpunkt der Führer des deutschen Volkes ist.

Über die Verantwortung des Verlegers

von

Adolf Spemann

Die Verantwortung des Verlegers ist eine der wichtigsten Fragen der ganzen Kulturpolitik; es läßt sich leider kaum bestreiten, daß diese Verantwortung von manchem, der sich dem Verlagsbuchhandel zuwendet, nicht in ihrer ganzen Bedeutung erkannt wird; ist es doch überhaupt bezeichnend für unseren herrlichen Beruf, daß die mit ihm verbundenen Schwierigkeiten in einem Maße unterschätzt werden, wie dies bei kaum einer anderen Tätigkeit der Fall ist. Dies ist die Ursache, warum früher, ehe wir unsere heutige ernste Berufsauffassung und eine streng geregelte Lehrlingsausbildung hatten, sich in den Beruf des Verlegers so viele gutgepflegten Zeitgenossen verirrten, die glaubten, ein literarischer Salon, ein bißchen angeborener künstlerischer Geschmack und der dicke Geldbeutel des Papas, der lieben Gattin oder irgendeines Hintermannes seien ein völlig ausreichender Berechtigungsausweis für die einwandfrei kavaliersmäßige Tätigkeit, Bücher zu verlegen. Ist uns doch von einem dieser Kulturträger der aufschlußreiche Ausspruch überliefert: „Wenn andere sich einen Rennstall leisten, so leiste ich mir einen Verlag.“ Nun, es hat sich mittlerweile herumgesprochen, daß diese Verbindung von reiterlichem Leichtsinn mit viel Geld und einigem Zivilisationslack noch keinen Verleger ausmacht, sondern daß gerade dieser Beruf gründlichster fachlicher Schulung, einer umfassenden Bildung des Geistes und des Herzens bedarf, daß er vor allen Dingen aber einen starken und mannhaften Charakter erfordert.

Wenn man daran geht, die Verantwortung des Verlegers zu untersuchen, so bemerkt man sehr bald, daß diese ungeheuer vielfältig ist, ja daß es in diesem Beruf überhaupt kein Gebiet gibt, das nicht dieser Verantwortung unterworfen wäre.

Niemand kann dem Verleger seine Verantwortung abnehmen, vor allen Dingen nicht der sogenannte Verlags-Lektor. Dieser Lektor steht nicht, wie mancher meint, an Stelle des Verlegers, genau so wenig, wie etwa der Dramaturg mit dem Intendanten einer Bühne verwechselt werden darf. Der Lektor nimmt eine beratende Stellung ein und sichtet die Überfülle des beim Verlag eingehenden Schrifttums; er trifft die engere Auswahl und erstattet dem Verleger seine Gutachten. Auch wird er gelegentlich im Einvernehmen mit dem Autor selber und mit dem Verleger Einwirkung auf die endgültige Form des Schriftwerkes selber nehmen können.

Jeder Verleger weiß aus der Erfahrung, daß kaum eine Stelle im Verlag so begehrt ist wie die des Lektors; einer der Gründe hierfür ist die Tatsache, daß es für viele Menschen nichts Verlockenderes gibt als die Möglichkeit der Einflußnahme ohne Haftpflicht und Risiko. Diese beiden letzteren werden ja ausnahmslos vom Verleger getragen, denn der Lektor bleibt stets im Hintergrund. Das Verhältnis zwischen beiden ist ein ähnliches wie zwischen Kommandeur und Adjutant, wie zwischen Feldherr und Generalstäbler: mag dieser letztere auch die Befehle ausgearbeitet haben, der Feldherr haftet für sie mit seiner Unterschrift. Wird die Schlacht gewonnen, so fällt gerechterweise der Ruhm dem Feldherrn zu, denn im Fall einer Niederlage hat er ja auch deren Makel zu tragen.

Wer also als Verleger mit Lektoren arbeitet, darf sich niemals dadurch von seiner Verantwortung entlastet fühlen, denn das wäre die allergrößte Selbsttäuschung; wer aber als Lektor einen Verleger berät, muß bei dieser schönen und manchmal undankbaren Tätigkeit sich stets bewußt bleiben, daß es ein beträchtlicher Unterschied ist, ob man im bombensicheren Bunker Gefechtsberichte schreibt oder ob man im Nahkampf Stirn und Brust hinhält. Die letzte und schwerste Aufgabe, nämlich die Entscheidung und die Tat, kann dem Verleger von niemand abgenommen werden, weder vom Lektor noch von irgendeiner anderen Stelle. Darin liegt des Verlegers Stolz und seine Ehre. Diese Ehre hat der echte Verleger von jeher gehabt; sie erhebt ihn weit über die Rolle eines sogenannten „Verwerters“ und macht ihn zum gleichberechtigten Bundes- und Kampfgenossen des schöpferischen Dichters, dem ohne den Verleger die Brücke zur Mit- und Nachwelt fehlt.

Ich will mich nun hier darauf beschränken, die drei wichtigsten Hauptgebiete der verlegerischen Verantwortung kurz zu untersuchen.

Am Anfang steht für den Verleger die Verantwortung gegenüber dem Geisteswerk, das ihm von dem Dichter oder dem Gelehrten anvertraut worden ist, und gegenüber dessen Urheber. In demselben Augenblick, wo der Verleger sich entschließt, ein Werk verlegerisch zu betreuen, adoptiert er das Kind eines anderen als sein eigenes; er nimmt es in den Familienkreis der von ihm vertretenen Autorengemeinschaft auf und bindet das Schicksal dieses Geisteskindes an das seines Verlagshauses. Ihren rechtlichen Niederschlag haben die Grundzüge dieses Verhältnisses in dem Gesetz über das Verlagsrecht gefunden; im einzelnen drückt sich dies Verhältnis jedoch aus in dem Verlagsvertrag, den der Verleger mit dem Urheber des Schriftwerks schließt. Aber wenn bei irgendeinem Vertrag, so gilt beim Verlagsvertrag das Wort, daß der Buchstabe nichts, der Geist dagegen alles ist, nämlich der Geist, in dem dieser Vertrag im Verlauf der nun entstehenden Arbeitsgemeinschaft gehandhabt wird. Läßt sich doch gerade das auf innigster persönlicher Zusammenarbeit gegründete Verhältnis zwischen Dichter und Verleger niemals ganz in Paragraphen einfangen; das Beste, das eigentlich Wesentliche dieses Verhältnisses ergibt sich aus dem, was der Naturforscher Symbiose nennt, also aus jenem Zusammenleben zweier Wesen, die wohl wesensverschieden sind, aber nicht ohne einander leben können.

Wenn ich sage „wesensverschieden", so ist das nur bedingt zutreffend; gewiß, eine reine Gelehrtennatur oder ein lediglich dichterisch empfindender Mensch wäre ein schlechter Verleger, aber wer nicht wenigstens das in sich hat, was der Franzose das „Potentiel" nennt, das ist die innere Anlage, die Möglichkeit zum Gelehrten oder zum Künstler, der wird es ebenfalls als Verleger nicht weit bringen. Der Verleger muß sozusagen eine gewisse Mindestzahl schriftstellerischer oder wissenschaftlicher Blutkörperchen im Blut haben, um beruflich leben zu können; ohne diese besitzt er nicht den Schlüssel zur Seele des Dichters und des Gelehrten oder zum inneren Wesen von deren Werken. Dieser Schlüssel ist aber die Voraussetzung für jede Erfüllung

der schweren Aufgabe, dem Schriftwerk die buchgewerblich angemessene Form zu geben, also ein schönes Buch in der richtigen Preislage daraus zu machen und es in dieser Welt der Widerstände und der Scheinwerte durchzusetzen, also ihm die Leser zu gewinnen. Die Verantwortung des Verlegers beginnt somit in Wirklichkeit schon bei der Berufswahl; er muß sich auf Herz und Nieren prüfen, ob er wirklich zu dieser schweren Aufgabe berufen ist, und darf nicht lediglich seinen eigenen Hunger nach Büchern, seine Freude am Getriebe der Schrifttumswelt für verlegerische Begabung und Berufung halten.

Aus der völligen Hingabe des Verlegers an den Dichter oder Gelehrten und deren Werk erwächst dem Verleger dann auch das Recht zur nüchternen Kritik; die Verpflichtung hierzu ist ein Teil der Verantwortung des Verlegers gegen den Autor. Wer das Beste seines Autors will, muß nein zu ihm sagen können auf die Gefahr hin, daß er ihn verläßt. Ich habe bei anderer Gelegenheit darzulegen versucht, wie der schwerste Kampf des Verlegers oft derjenige ist, welchen er gegen seinen Autor selbst zu führen hat, um ihn vor der Herausgabe schwächerer Werke zu bewahren. Der Verleger hat die schwere und undankbare Pflicht, gerade bei seinen erfolgreichen Autoren stets die Maßstäbe groß und rein zu erhalten, um der nach jedem starken Erfolg sich einstellenden gefährlichen Einwirkung der Schmeichler zu begegnen. Wer als Verleger nicht den Mut der eigenen Meinung gegenüber dem Autor hat, handelt fahrlässig gegen diesen; er erkennt seine Verantwortung nicht richtig und ist dem Autor, mag er von diesem zunächst auch als bequem empfunden werden, kein wahrer Freund. Diese im Hinblick aufs Ganze unabweisbare Notwendigkeit, sich unbeliebt zu machen, erfordert ebensoviel Mut wie Takt; man darf sich als Verleger durch die gar leicht auftretenden Verstimmungen nicht irre machen lassen, sondern muß sich stets sagen, daß der Autor einem später, wenn die Erregung des Augenblicks abgeklungen ist, nichts so sehr danken wird wie Offenheit. Es ist nicht nötig, daß dieser Dank ausgesprochen wird — der Verleger wird ihn spüren.

Wenn es sich nicht lediglich um die Ausführung einer eigenen Idee des Verlegers handelt, wo das Urheberrecht gemeinsam ist, muß in dieser Kritik des Verlegers klar die Erkenntnis einbeschlossen liegen, daß letzten Endes Urheber der Autor ist; der

Verleger kann also den Verfasser nicht zwingen, anders zu schreiben, als dieser selber will. Er kann somit, wenn seine Vorstellungen beim Autor kein Gehör finden, nur die Inverlagnahme ablehnen; drum prüfe das Manuskript, wer sich ewig mit ihm bindet!

Sehr oft erkennt nun der Verleger bei der Lesung der Niederschrift, daß er das Werk als Ganzes unbedingt bejahen kann, daß aber Einzelheiten des Inhalts oder der Form den Wert des Buches unnötig oder entscheidend beeinträchtigen. Auch der Dichter oder Gelehrte ist ein Mensch und nicht frei von Irrtum; der Verleger würde fahrlässig handeln, wenn er den Autor nicht auf solche Irrtümer aufmerksam machte. Aber auch wo es sich nicht um sozusagen meßbare handgreifliche Fehler handelt, wird der Verleger den Verfasser oft auf Einzelheiten aufmerksam machen können, wo vielleicht eine andere Verteilung der Größenmaße und der Gewichte, eine andere Beleuchtung oder eine andere Instrumentation angebracht wäre. Dies ist jene Art von fruchtbarer Kritik, die aus tiefster Einfühlung, aus langer Erfahrung und aus der Kenntnis des bücherkaufenden Volkes heraus ihre Berechtigung herleitet, eine Kritik, die, wenn sie zugleich von der Hochachtung vor dem schöpferischen Künstler getragen ist, von diesem immer dankbar anerkannt werden wird und die zu den beglückendsten Seiten des Verlegerberufes gehört. Sehr oft greift dieser Teil der Verlegerverantwortung in die zweite und in die dritte Art dieser Verantwortung über, worüber später zu sprechen ist.

Aus dieser kampfreichen sachlichen Zusammenarbeit, die dem Autor das Gefühl der Vereinsamung nimmt, kann und wird allmählich eine rein menschliche Bindung, ja, eine Freundschaft entstehen, die alle Paragraphen eines Verlagsvertrages adelt oder unnötig macht, die den Verleger zu schöpferischer Planung erzieht und ihn innerlich wachsen läßt, die vor allem aber die seelische Kraft stärkt, deren der Autor, gerade der D i c h t e r, bedarf, wenn er sich in die Einsamkeit der Empfängnis, der Schwangerschaft und der Geburt begibt.

Man muß sich ferner darüber klar sein, daß durch eine unangemessene, ungeschickte Ausstattung, durch einen zu hohen oder auch zu niedrigen Ladenpreis, durch einen unglücklich gewählten Ausgabezeitpunkt, durch eine trotz allen Aufwendungen vom

falschen Ende her aufgezogene Werbung, ja durch einen schlechten Buchtitel die Erfolgslaufbahn des wertvollsten Buches gestört, verlangsamt oder gänzlich zugrundegerichtet werden kann. Herstellung und Vertrieb eines Buches sind ein großes Uhrwerk, dessen Zahnräder auf das feinste ineinandergreifen müssen, soll die Uhr richtig laufen und nicht plötzlich stillstehen. Mögen auch die berühmten großen Bucherfolge sehr oft etwas Rätselhaftes an sich haben und läßt sich der Anteil des Verlegers daran häufig nicht erkennen, so steht dem die Tatsache gegenüber, daß in anderen Fällen der Fachmann oft in der Lage ist, bei einem Bucherfolg die geschickte Hand eines verlegerischen Könners, um nicht zu sagen Virtuosen festzustellen; mancher mag da wohl an seine Kindheit zurückdenken, wo er eifrig mit dem Strohhalm in das Seifenwasser hineinpustete, so daß alles ringsherum fruchtlos naß wurde, und wo er neidvoll zusehen mußte, wie Nachbars Otto eine schöne bunte Seifenblase nach der andern hochsteigen ließ. Von jeher hat es diese geschickten Könner gegeben, und das Publikum jubelt ihnen zu, wie es jedem Virtuosen zujubelt. Und der Autor eines solchen Seifenblasen-Künstlers wird ebenfalls zufrieden sein, denn das, was ihm beträchtlich am Herzen liegen muß, erfüllt sich: sein Werk kommt zu Auflagen und er selber zu Geld. Wir werden später sehen, ob sich hierin wirklich die Verantwortung des Verlegers erschöpft.

Ein wichtiger Teil der Verantwortung des Verlegers gegenüber dem Verfasser ist die Honorarfrage; über kaum einen Punkt ist so viel diskutiert worden, und bei kaum einem Punkte gibt es so häufig Streit. Es ist selbstverständlich, daß der Schriftsteller eine angemessene Vergütung für seine geistige Leistung erhalten muß, und zwar gleichermaßen aus Gründen der Würde als aus wirtschaftlichen Rücksichten, aber der Verleger muß sich immer selber darüber klar sein und seinem Autor stets von neuem klar machen, daß das Honorar nicht vom Himmel heruntergeholt werden kann, sondern aus dem Verkauf der Bücher herausgewirtschaftet werden muß. Letzten Endes muß eigentlich das Honorar vom Publikum bezahlt werden, denn es macht ja einen Teil des Ladenpreises der Bücher aus; verweigert also das Publikum einem Buche die Gefolgschaft, woher soll dann das Honorar kommen? Ein gangbares Buch mit Großauflagen bringt dem Verfasser auch große Honorare, da die Schriftsteller heute fast

durchweg einen bestimmten Hundertsatz von jedem verkauften Stück als Honorar erhalten; daraus folgt aber auch, daß ein ungangbares Buch nicht viel Honorar abwerfen kann, denn woher soll es der Verleger nehmen? An einem gutverkäuflichen Buch verdient also sowohl der Autor als der Verleger; an einem Mißerfolg aber hat der Verleger einen Kapitalverlust, der sehr erheblich sein kann.

Der Verleger muß also immer wieder dem Verfasser das Gefühl dafür schärfen, daß das Verlegen ein Lotteriespiel ist und daß der Verfasser sich in demselben Augenblick, wo er einen Verlagsvertrag schließt, an diesem Lotteriespiel beteiligt; es gibt keine Versicherung gegen verlegerische und literarische Mißerfolge und wird und darf auch nie eine solche geben! Infolgedessen gibt es nichts Unvernünftigeres, als sein ganzes Leben und seinen Lebensunterhalt nur auf die Schriftstellerei zu stellen ohne den geldlichen Rückhalt eines bürgerlichen Berufs; besonders nach einem starken literarischen Anfangserfolg ist die Versuchung für den jungen Autor sehr groß, seinen Beruf an den Nagel zu hängen, um, wie man zu sagen pflegt, ganz seinem Schaffen zu leben. Der Verleger begeht einen großen Fehler, wenn er seinen Autor auf die hier liegenden Gefahren für seine wirtschaftliche, vor allen Dingen aber seine geistige Zukunft nicht rechtzeitig hinweist; den größten Fehler aber begeht er, wenn er diese Berufsflucht noch durch Vorschüsse oder gar eine feste laufende Unterstützung erleichtert oder erst ermöglicht. Nur in den allerseltensten Fällen geht dies gut aus; meistens aber sind die Folgen schlimm. Bevorschußte Werke werden fast nie vom Verleger abgelehnt, und manche Mittelware wird nur deswegen gedruckt, weil der Verleger, der nun einmal den ersten Fehler gemacht hat, den zweiten folgen läßt, sein gutes Geld durch Veröffentlichung des schlechten Buches hereinholen zu wollen. Ich habe das an andrer Stelle die gegenseitige Schreib- und Druckversklavung genannt: der Autor muß immer von neuem schreiben, um aus dem Vorschuß herauszukommen, und der Verleger muß etwas drucken, was er sonst vielleicht gar nicht angenommen hätte. Damit aber haben wir eine der Quellen der Vielschreiberei und der Übererzeugung und den Grund, warum so manche begabte Schriftsteller allmählich verflachen.

Das Verhältnis zwischen Dichter und Verleger muß ein Treue-

verhältnis sein, ein Verhältnis wie mit einem langjährigen Hausarzt. Man wird nach diesem Vergleich vielleicht argwöhnen, ich betrachte jedes neue Manuskript als einen Krankheitsfall. Nun, so schlimm ist es nicht! Aber immerhin ist es jedesmal eine Geburt! Und da ist es gut, wenn der langjährige Arzt die Mutter und die ganze Familie kennt; er wird dann den Kindern bestimmt besser ins Leben helfen, als wenn in jedem Einzelfall ein anderer Spezialist konsultiert wird. Die Voraussetzung für dieses Treueverhältnis muß zuerst vom Verleger geschaffen werden; er muß sich das erste Werk des Autors, das er verlegt, aus innerer Überzeugung so zu eigen machen, daß es ein Teil von ihm selbst wird. Daraus entsteht sehr bald, auch wenn der äußere Erfolg zunächst nicht kommen will, eine menschliche Bindung zwischen Autor und Verleger, eine Art Schützengraben-Kameradschaft, die auch Meinungsverschiedenheiten und Krisen überdauert und beide Teilhaber dieses Verhältnisses bereichert, weitet und stärkt. Der Verleger muß sein Herz einsetzen, auch auf die Gefahr hin, daß menschliche Enttäuschungen Stücke daraus herausreißen; auch wenn die Erfahrungen des Lebens seine Seele vergletschern, darf unter dieser Eisschicht nie das innere Feuer erlöschen, das wie jene Vulkane Islands bereit ist, den Panzer immer wieder aufs neue zu sprengen und in junger Glut einem Dichter und seinem Werk entgegenzuschlagen.

Die zweite Verantwortung des Verlegers, von der wir zu sprechen haben, ist die gegenüber der Autoren*gemeinschaft*, die er vertritt. Er darf nicht etwa nur an einen einzelnen seiner Autoren denken, sondern muß stets die Gemeinschaft dieser Autoren im Auge haben. Der Ruhm eines Verlagshauses, sein Glanz und seine Wirkung beruhen auf den von ihm betreuten Autoren; das Ansehen einer Firma wächst rasch, wenn eine größere Zahl bedeutender oder vielgelesener Schriftsteller ihre Werke dort erscheinen lassen. Aber das allein genügt nicht; es wäre ein Trugschluß, anzunehmen, man könne mit dem Zusammenkaufen berühmter Namen einem Verlag auf die Dauer Geltung und Gewicht verschaffen. Auch breite Leserkreise haben ein recht feines Gefühl dafür, ob sie sich in einer Werkstatt der Kultur oder in einem Panoptikum befinden. Wenn ein Verlag ein Gesicht gewinnen soll, braucht er eine tragende Leitidee. Diese

Leitidee verleiht ihm einen bezeichnenden Umriß; dieses ausgeprägte Profil zieht die geistig verwandten Leser an und erhöht daher alsbald die Gangbarkeit der Bücher. Ist es dem Verleger gelungen, seinem Haus ein solches klar erkennbares Gesicht zu geben, so zieht jeder seiner Autoren daraus Vorteil, und die Erfolgsaussichten sind dann besonders für einen jungen Schriftsteller in einem solchen Hause günstig. Der Verleger muß aber gerade dann jeden Schritt vermeiden, der die Einheitlichkeit dieses Profils stören und den Eindruck eines Zickzackkurses erwecken könnte; er muß daher manches Werk ablehnen, das er an und für sich als gut erkennt und das er wohl sicher als Leser kaufen würde, das aber in seinem Verlag, wie wir in Schwaben zu sagen pflegen, auf der Fehlhalde sitzen und daher nicht gehen würde. Und dieser Eindruck des Zickzackkurses würde auch die von dem Verleger bereits betreute Autorengemeinschaft schädigen, denn die Gangbarkeit ihrer Bücher wird darunter leiden, daß bald weder die Leserschaft noch vor allem der vertreibende Ladenbuchhandel weiß, was bei diesem Allerweltsverleger ohne Gesicht und Linie zu finden ist.

Die Rücksicht auf die Autorengemeinschaft des Hauses hat aber auch bei den rein geschäftlichen Dingen, beim Honorar, zu walten. Gewiß, der Anfänger kann nicht dasselbe Honorar beanspruchen wie der fertige Meister, aber andrerseits ist das Verlagsschiff ein Kahn, in dem a l l e sitzen; die Spitzenhonorare müssen ihre Grenze in der gesunden Wirtschaftlichkeit des Betriebes finden. Und wenn einmal irgendein Theoretiker den unglückseligen Gedanken geboren hat, erfolgreiche Bücher seien von Reichs wegen zugunsten der ringenden Anfänger zu besteuern, so ist dem entgegenzuhalten, daß dies ja innerhalb eines jeden Verlagshauses schon immer geschieht, denn niemals könnte der Verleger die zahllosen Mißerfolge wertvoller Bücher durchstehen, niemals vermöchte er junge unbekannte Dichter oder Gelehrte durchzuhalten oder im Glauben an ihre Bedeutung immer wieder Jahr um Jahr neue Werke von ihnen herauszubringen, aller Gleichgültigkeit der oberflächlichen öffentlichen Meinung und allen Widerständen zum Trotz, niemals vermöchte er die damit verbundenen Verluste zu tragen, hätte er in seinem Verlag nicht gangbare Spitzenautoren, deren Bücher so viel abwerfen, daß sich das Betriebskapital für Herstellung und Werbung fortwährend aus dem Betrieb heraus erneuert. Wie soll aber diese Kapitalbildung möglich sein, wenn der Verlegernutzen bei den gangbaren Büchern durch eine überspannte Star-Gage beschlagnahmt oder erdrosselt wird? Hier setzt die Verantwortung des Spitzenautors mit Massenauflagen gegenüber seinen weniger glücklichen, aber oft nicht minder wertvollen Fachkameraden ein; aber letzten Endes kann der Verleger, der ja die Honorare bewilligt, nicht von der Verantwortung freigesprochen werden. Er darf sich nicht zu Spitzenhonoraren zwingen lassen, die ihn entweder zum Ausbluten bringen oder aber ihm die Erfüllung der schönsten Verlegeraufgabe, nämlich die Schrittmacherarbeit für das wertvolle Neue, unmöglich machen. Muß es nicht für jeden großen Dichter von Weltruhm und breitem Erfolg das allerschönste Gefühl sein, auf diese Weise seine Verbundenheit mit der ringenden Jugend, mit den in jahrelangem entsagungsvollem Kampf sich verzehrenden älteren Fachgenossen zu beweisen? Ich bin fest überzeugt, daß wir auch in dieser Beziehung auf neuen Wegen sind, aber die Voraussetzung zu dieser Einstellung der Autoren muß und wird immer sein, daß sie aus der Leistung ihres Verlegers unbedingtes Vertrauen zu seinem Verantwortungsgefühl gewinnen.

Damit kommen wir zu der dritten und letzten Verantwortung des Verlegers und zugleich zu seiner höchsten — das ist d i e V e r a n t w o r t u n g g e g e n d a s V o l k s g a n z e u n d s o m i t g e g e n d e n S t a a t. Ich habe sie absichtlich an den Schluß gestellt, denn vor der Treue im Großen hat erst die Treue im Kleinen zu stehen. Wir haben heute in Deutschland eine ganz bestimmte Auffassung von dieser Verantwortung, und man macht sie sich am besten am Gegenbeispiel klar. Einer der bekanntesten englischen Verleger entwickelte mir in den Jahren nach dem großen Kriege seinen Geschäftsgrundsatz unbedingter Neutralität; er sagte mir: „Wenn ich ein Buch herausgebracht habe, das politisch ganz rechts steht, dann bringe ich möglichst bald danach ein Buch von einem Linksliberalen; ich will unparteiisch sein und mich für keine Partei in Anspruch nehmen lassen." Man sieht also, dieser englische Verleger strebt nach der Rolle des lieben Gottes, der seine Sonne gleichermaßen über Gut und Böse leuchten läßt. Die Engländer mögen selbst entscheiden, ob die

Haltung dieses Fachkameraden ein Sonderfall oder ob sie für die englische Denkart allgemein bezeichnend ist.

Vielleicht gibt aber eine weitere Beobachtung einen Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage: In ein und derselben Nummer der englischen Buchhändlerzeitschrift „The Bookseller", die im redaktionellen Teil in der bedenkenlosesten Weise gegen das Dritte Reich hetzte, fand ich neulich Anzeigen, wo in den allerdicksten Schlagzeilen das 400. Tausend von Adolf Hitler, My struggle, angekündigt war. Noch einen Schritt weiter ging eine Sammelanzeige von drei verschiedenen Londoner Verlegern, welche die kürzliche Kriegspsychose benützten, um gleichzeitig auf ein und derselben Seite drei Hetzbücher, ein wohlwollendes Buch über Hermann Göring und die englische Übersetzung eines Buches von Dr. Goebbels herauszustellen. Und in dem Leitartikel der gleichen Nummer heißt es unter der Überschrift: „Der Buchhändler ist kein Zensor": „Buchhändler dürfen weder Zensoren noch Propagandisten sein. Sie müssen auch solchen Ideen, die sie hassen, Gelegenheit zur Entfaltung geben und mögen dabei Trost aus der unbezweifelbaren Tatsache ziehen, daß bei völliger Diskussionsfreiheit sowohl Lügen als Verrücktheiten einander gegenseitig in schönster Ordnung aufheben." Man ersieht aus diesen Beispielen die riesige Kluft, die unsere heutige Anschauung von der Englands trennt. Hinter dem Verlangen nach geistigem fair play, nach Freiheit der Diskussion, verbirgt sich nur schwach die nackte Geschäftemacherei; der Buchhändler hat nicht Stellung zu nehmen, er hat zu verkaufen, was zu verkaufen ist; das Buch ist Ware und nichts anderes. Der Bestseller ist Trumpf und mag er aus dem gegnerischen Lager kommen. Niemand kann uns verdenken, wenn wir in diesen Erscheinungen nicht den Ausdruck geistiger Freiheit, sondern eine Tempelschändung durch den nackten Händlergeist erblicken; das ist die letzte fratzenhafte Auswirkung des liberalen Gedankens, der Idee der Geistesfreiheit.

Auch wir haben vor dem Umbruch in Deutschland etwas Ähnliches gehabt, aber nicht in so schreiender Form. Es hat immer Verleger gegeben — und es waren nicht die schlechtesten — welche die Auffassung vertraten, sie hätten sich dem geistigen Schöpfer der Schriftwerke rein dienend unterzuordnen, die Schriftsteller selbst trügen allein die volle Verantwortung für ihre Werke und

Aufgabe des Verlegers sei es nur, ein möglichst vollkommener Spiegel aller Kulturäußerungen der Gegenwart zu sein, wobei man sich sozusagen seine private persönliche Stellungnahme vorbehielt — um jene beliebte Redewendung zu gebrauchen, die sich immer dann einzustellen pflegt, wenn einer keine Stellung nehmen will oder keinen Standpunkt hat. Oft war das gar nicht rein händlerisch gedacht, sondern eine Art von Wolkenkuckucksidealismus, dem die Freiheit des Diskutierens wichtiger erschien als irgendeine bestimmte Idee; gerade dies aber ist die häufigste Erscheinungsform des Liberalismus, aus dem ja schließlich eine politische, moralische und künstlerische Relativitätstheorie geworden ist.

Stark beeinflußt war diese Haltung des Verlegers von den in der Kunstwissenschaft, Musikwissenschaft und Literaturkritik herrschenden Anschauungen, wo sich immer deutlicher der Grundsatz herausbildete, alle Kunst-, Musik- und Schrifttumsdenkmale aus ihren Voraussetzungen heraus geschichtlich zu begreifen und zu verstehen; hieraus war sehr rasch der zweite Grundsatz geworden: Alles verstehen heißt alles verzeihen — und in dem emsigen Bemühen, alles, auch das uns völlig Wesensfremde zu verstehen, verlor man selber jeden Halt und Standort. So ist es traurig, aber nicht zu bestreiten, daß gerade das zunehmende Wissen um das Werden das gesunde Urteil über das Wesen zu zerstören begann. Diese durch die ganze Kunstauffassung der Entartung vor dem Machtantritt des Nationalsozialismus hindurchgehende Haltung, die sich in zahllosen Druckschriften spiegelte, mußte naturgemäß auch die Verleger dieser Bücher und Zeitschriften beeinflussen, eben weil sie diesem Verfall keine eigene klare Weltanschauung und kein klares kulturpolitisches Ziel entgegenzusetzen vermochten. Und damit schloß sich der Ring: diese Verleger brachten dann im guten Glauben Werke heraus, welche die Auflösung aller festen Formen beförderten.

Auch vor dem Umbruch hat es aber immer Verleger gegeben, die nicht etwa nur als hochempfindliche Antenne den sogenannten „Zeitgeist" aufnahmen, nämlich die Wünsche der Masse abhörten, sondern die einer bestimmten Idee dienten, sich als Bannerträger dieser Idee fühlten und dafür schwere Opfer brachten. So mag erinnert werden an den genialen Friedrich Arnold Brockhaus, der durch das erste Allgemeine Konversations-Lexikon unser

Wissen und Weltbild in ungeahnter Weise bereicherte, an Philipp Reclam, der durch seine einzigartige Universalbibliothek die Schätze der Weltliteratur in die ärmste Hütte trug; an Wilhelm Spemann, der sich vor nunmehr sechzig Jahren an seinem großen Gedanken der Deutschen Nationalliteratur beinahe verblutete, an Eugen Diederichs und J. F. Lehmann, die seit der Jahrhundertwende, vor allem aber nach dem verlorenen Krieg anfangs tastend und dann mit seherischer Klarheit die Wiederauferstehung des deutschen Volkes vorbereiten halfen. Wir sollten niemals diese Vorkämpfer vergessen; sie alle haben an den Fundamenten mitgebaut, auf denen wir heute wandeln, wenn sie auch Einzelne geblieben sind.

Der große grundlegende Umschwung ist aber erst durch die Machtergreifung des Nationalsozialismus gekommen; der große Meister der Erziehung seines Volkes, Adolf Hitler, hat in wenigen Jahren unsere Seelen verwandelt und auch im gesamten Verlagsbuchhandel das Gefühl dafür geschärft, daß er eine ungeheure Verantwortung zu tragen hat. Die erste entscheidende Tat in dieser Richtung war die Aufrichtung der persönlichen Verantwortung, denn aus ihr ergibt sich sofort auch die unbeschränkte Haftung; der Verleger haftet dadurch, daß er eine Niederschrift vervielfältigt und verbreitet, genau so für den Inhalt des betreffenden Buches wie dessen Verfasser. Er ist also dadurch gezwungen, sich um den Inhalt dieses Buches sehr genau zu kümmern, so genau, wie dies von rechtswegen von jeher zu geschehen hatte. Damit ist aber deutlich geworden, welcher große Abstand die heutige Berufsauffassung des Verlegers von der früheren trennt: an Stelle eines innerlich unbeteiligten Kulturspiegels ist ein von seiner Aufgabe erfüllter Kulturpolitiker getreten. Der Bediente des Schriftstellers hat sich zum Beauftragten des Staates gewandelt. Aus dem selbstgenügsam beiseitestehenden Geschmäckler ist ein im ersten Glied fechtender Kämpfer geworden. Es genügt heute also für den Verleger nicht, sein Handwerk zu beherrschen und eine möglichst umfassende Geistesbildung zu haben, sondern er muß sich zutiefst von der Idee der Staatsführung Adolf Hitlers erfüllen lassen und hieraus für seine eigene Arbeit die Folgerungen ziehen und Richtlinien ableiten. Niemand soll sagen, er sei dazu nicht imstande; die zahllosen großen Reden des Führers geben im Verein mit

seinem Buch eine erschöpfende Darstellung der von ihm geschaffenen und vertretenen Staatsidee bis in die feinsten Verästelungen des persönlichen Lebens hinein. Wer diese immer wieder verschwenderisch über uns ausgegossene Fülle eines genialen Geistes und dies Beispiel eines wahrhaft großen Lebens völlig in sich aufnimmt, der weiß, was er zu tun hat.

Je stärker der Verleger mit diesem Staatsgedanken verschmilzt, desto besser ist er in der Lage, an der Durchführung dieses Gedankens im einzelnen mitzuwirken. Er kann dann auch dafür sorgen, daß gewisse Gebiete des Schrifttums wie das Fachschrifttum und die reine naturwissenschaftliche Forschung frei von Politik bleiben, was unbedingt notwendig ist, da hier nur die zunächst zweckfreie Wissenschaft und das rein sachlich-fachlich bestimmte Schrifttum zu den letzten Ergebnissen vorzustoßen und der Politik jenen einwandfreien Tatsachenstoff zu liefern vermag, der sie gegen eine Welt von Feinden wappnet, der das Kapital unserer deutschen Gesamtkultur vermehrt und ihre übernationale Geltung steigert.

Ebenso wird sich aber der Verleger immer bewußt sein, daß das ganze übrige Schrifttum von der Politik, die ja letzten Endes Menschenführung und daher Erziehung ist, nicht zu trennen ist. Es kommt alles auf die Beantwortung der Frage an: beeinflussen oder verändern Bücher den Menschen oder tun sie dies nicht? Nun, eines der Kennzeichen der hinter uns liegenden Verfallszeit war es, daß man immer wieder lesen konnte, es sei ein Aberglaube ängstlicher oder machthungriger Oberlehrer, daß Bücher die Seele verderben könnten. Mit diesem geschickt ausgeklügelten Dreh verschaffte sich der echte Literat den Freibrief, seine schmutzige Wäsche vor allem Volk zu waschen und dieses hierfür auch noch zahlen zu lassen. Ob man sich dafür entscheidet, daß die verderblichen Bücher eine Folgeerscheinung des Verfalls oder eine seiner Ursachen sind, ist belanglos und Geschmackssache. Im täglichen Leben ist es oft so, daß sich Ursache und Wirkung zu einem unentwirrbaren Knäuel verschlungen haben. Was tut man aber, wenn man einen Knäuel nicht aufzuknoten vermag? Man schneidet ihn heraus und beseitigt ihn! Dies hat der Nationalsozialismus getan, und gegenüber diesem unvergänglichen Verdienst hat die Tatsache, daß zunächst vielleicht zu Unrecht mancher wirkliche Wert mit hat dran glauben

müssen, wenig Gewicht. Bei jedem großen Hausputz wird bekanntlich das eine oder andere Stück Porzellan angestoßen.

Nach dieser großen Operation, die am Körper des deutschen Volkes mit so glänzendem Erfolg vorgenommen worden ist, gilt es, diesen Körper vor neuer Erkrankung zu schützen und zu stählen, und so mag denn der Beruf und die Aufgabe des Verlegers auch in einem höheren Sinne mit dem eines Arztes, dem zugleich die Sorge um die Seele obliegt, verglichen werden. Dieser Vergleich, der eine Forderung ist, mag dem politischen Kämpfer, der in der Bewegung groß geworden ist, und unserer Jugend, die nun in ihr aufwächst, vielleicht als Binsenwahrheit erscheinen; wir Älteren, die wir unsere Wurzeln im Humanismus und im Liberalismus haben, mußten uns zum Teil erst dazu durchringen. Wir haben unsere Entwicklungs- und Lehrjahre in der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende durchlebt, wo die künstlerische Form alles galt und der Inhalt wenig, und wer mag es uns verdenken, daß wir hinter der manchmal rauhen neuen Form die neuen Inhalte nicht sofort zu spüren vermochten, daß wir fürchteten, das, was wir den Geist des Humanismus nannten, möchte in der Glut der neuen Flamme auf immer verbrennen?

Die entscheidende Überlegung, die der Verleger heute bei seiner Erzeugung anzustellen hat, lautet also nicht: „Wird dies Buch eine Sensation geben? Wird es ein Schlager? Kann ich hiermit ein Bedürfnis schaffen, um es zugleich zu befriedigen? Kann ich hier neue Rätsel zu den bereits vorhandenen hinzufügen? Kann ich eine Diskussion entfesseln, von der meine Zeitschrift monatelang lebt? Kann ich diesen oder jenen berühmten Namen für mein Haus ergattern? Wie mache ich Umsatz um jeden Preis?“

Nein! Der Verleger muß sich fragen: „Wird dieses Buch, das ich hier verlege, auch später noch, wenn ich längst abgeschieden bin, meine Kinder mit Stolz auf die Leistung ihres Vaters erfüllen? Macht dieses Buch die Menschen stärker, ohne sie zu verdummen? Ist es ein Mittel, die Seele der Leser mit Kraft und Freudigkeit zu erfüllen, oder hinterläßt es einen schalen Geschmack und laugt es Herz und Nerven aus? Gibt es dem Einzelnen jene Kraft, die zum Ganzen strebt und Gemeinschaft bildet, oder entquillt ihm nur jener trügerische Scheintrost der selbstgenügsamen Einsamkeit und der Flucht aus Diesseits und

Gegenwart? Weitet es den Gesichtskreis des Lesers aus, ohne ihn den Wurzeln seines eigenen Volkstums zu entfremden? Zeigt es ihm die Größe deutscher Gegenwart und Vergangenheit, ohne die unvergänglichen Kulturleistungen anderer Völker und Zeiten, soweit diese uns bereichern und kräftigen, zu verdunkeln oder gar verächtlich zu machen? Lenkt es seinen Blick auf das Große in allen Zusammenhängen, ohne ihn der Treue zum Kleinen, zur Einzelheit zu entfremden? Wird dies Buch ein Beitrag sein zu dem Bemühen, das Ohr des Volkes zu schärfen, daß es den echten Ton vom falschen unterscheiden lernt, daß es nicht den funkelnden Glanz oder das rauschhafte Halbdunkel einer ausgekochten Sprachkunst ohne innere Schau und sittliche Haltung für wahre Dichtung nimmt, daß es nicht handliche Begriffspräparate, billige Schlagworte oder spitzfindige Dialektik mit wissenschaftlich wertvoller Forschung verwechselt, daß es nicht nebelhafte Verschwommenheit für philosophische Tiefe hält? Vermehrt es den deutschen Kulturbesitz auf irgendeine Weise oder ist es für diesen gänzlich belanglos? Ist es würdig der in der 2000jährigen Geschichte unseres Volkes vielleicht einzigartigen Spanne Zeit, die wir heute erleben? Dient es, wenn auch nur zu einem winzigen Teil, dem großen Ziel des Führers, den neuen deutschen Menschen zu schaffen, jenen unentbehrlichen, unersetzbaren Baustoff für das nächste Jahrtausend deutscher Geschichte, dessen Schwelle wir soeben klopfenden Herzens überschritten haben?“

Wer als Verleger diese Fragen an seine Bücher stellt, der hat das begriffen, was Goethe die Forderung des Tages nennt, und er weiß zugleich, daß dies auf Generationen hinaus unsere Pflicht sein wird. Vielleicht entscheiden bei jener mittleren Generation, der auch ich angehöre, oft nur wenige Jahresringe darüber, ob man noch die genügende Spannkraft des Geistes und Jugend des Herzens besitzt, um sich von diesem Sturm, der heute Deutschland durchbraust, mitnehmen zu lassen und seine eigene Wiedergeburt freudig zu bejahen, oder ob man sich von dem altvertrauten, sorglich eingehegten Binnensee nicht zu trennen vermag und sich durch allzumenschliche Einzelheiten den Blick fürs große Ganze trüben läßt. Wer aber aus dieser Generation dankbar seiner eigenen Jugend und des unwiederholbaren Reichtums jener entschwundenen Zeit gedenkt und zugleich von der neuen

großen Aufgabe des Deutschen durchdrungen ist, kann seinen Dank für diese doppelte Fülle nur dadurch abstatten, daß er — gerade als Verleger — das Unersetzliche und Wertvolle aus jener Zeit erhalten hilft, ohne sie zu verleugnen und feig sein eigenes Nest zu beschmutzen, und daß er damit der Jugend die Ehrfurcht vor der Leistung der Väter und Vorväter beibringt, daß er zugleich aber durch eigenes Beispiel, nämlich durch bedingungsloses Sicheinsetzen für die weltgeschichtliche Sendung unseres heutigen Reiches seinen Altersgenossen und den innerlich noch Beiseitestehenden voranmarschiert.

Ende